

Thomas B. Morgenstern ist Schriftsteller und Bio-Bauer. Seit 1981 bewirtschaften er und seine Frau mit einer anderen Familie gemeinsam einen biologisch-dynamischen Demeter-Bauernhof in der Nähe von Stade an der Unterelbe.

Studiert hat Morgenstern (Jahrgang 1952) Germanistik und Theaterwissenschaften, Chemie und Biologie.



Für seine Kinder schrieb er diesen Roman über Felix, der ein Fernrohr geschenkt bekam, ein Mädchen befreite, drei Weise Männer als Lehrer hatte, der einen singenden Freund fand, sich als Mönch verkleidete, einen Abt überzeugte, einen König befreite, einen anderen gefangen nahm, eine Schlacht gewann und zum Ritter wurde.

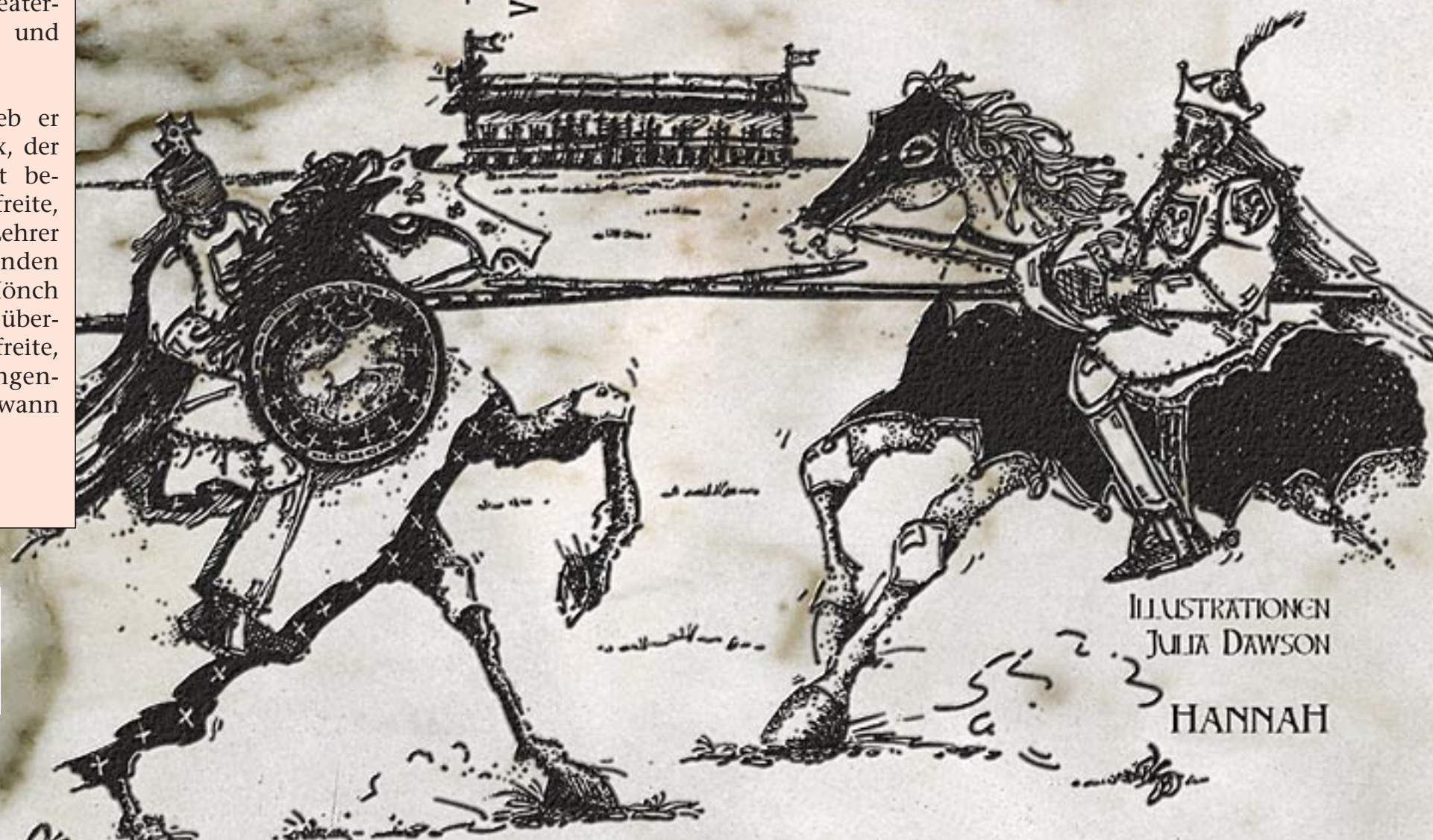
HANNAH



THOMAS B. MORGENSTERN
VERSCHWÖRUNG IN MERIDAN

THOMAS B. MORGENSTERN

VERSCHWÖRUNG IN MERIDAN



ILLUSTRATIONEN
JULIA DAWSON

HANNAH

Thomas B. Morgenstern

VERSCHWÖRUNG
IN MERIDAN

Illustrationen von Julia Dawson

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Morgenstern, Thomas B.:

Verschörung in Meridan : [Abenteuer-Fantasy für junge Leser zwischen 11 und 15] / Thomas B. Morgenstern. [Mit Ill. von Julia Dawson].

– 1. Aufl. – Buxtehude : Hannah, 1998

ISBN 3-931735-02-8

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Insbesondere gilt dies für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und das Einspeichern und Verarbeiten in elektronischen Medien.

1. Auflage März 1998

Copyright ©1998 by Hannah Verlagsgesellschaft mbH, Buxtehude

und Thomas B. Morgenstern

Satz und Einbandgestaltung: Hannah Verlag

Titelillustration: Julia Dawson

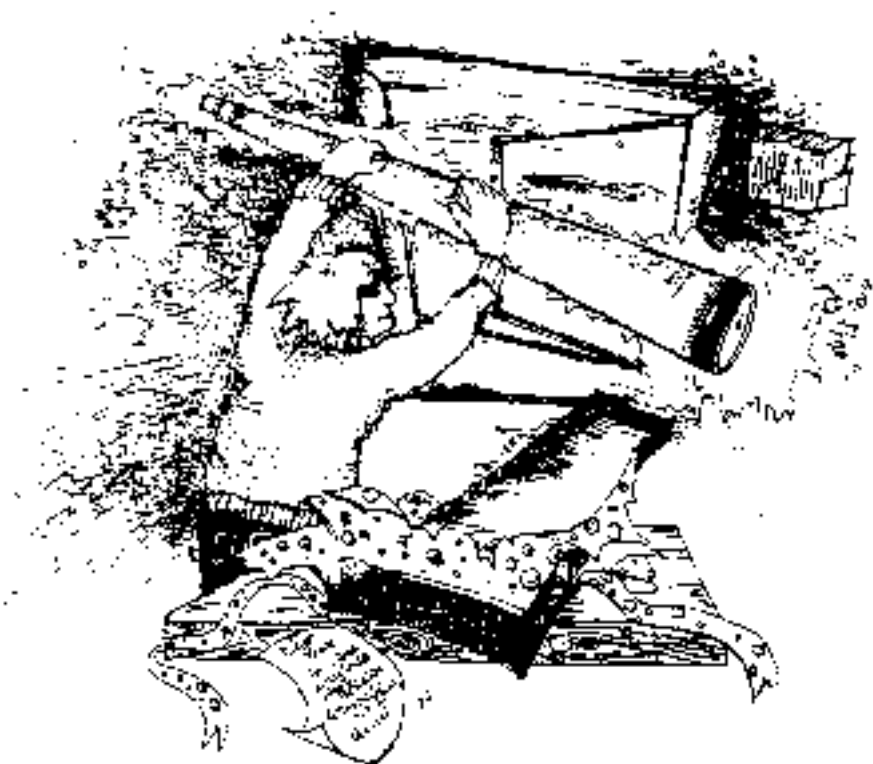
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-931735-02-8

Für Britta, Lasse, Moritz,
Anne, Paula,
Lisa, Lukas und Tanja.





Ein Geburtstagsbrief für Felix

Alles begann an Felix fünfzehntem Geburtstag. Sein Vater war sehr nervös an diesem Morgen. Seine Mutter schien geweint zu haben in der Nacht, ihre Augen waren rot gerändert und sie hatte ein trauriges Gesicht. Felix freute sich, daß seine Eltern sich dennoch bemühten, ihm einen schönen Geburtstagsmorgen zu bereiten. Sie hatten den Tisch, auf dem die Geschenke lagen, wie jedes Jahr geschmückt, sie sangen wie immer „Viel Glück und viel Segen“, aber trotz aller Bemühungen um eine fröhliche Atmosphäre war eine Spannung zu spüren, die sich Felix nicht erklären konnte. Außer vielleicht mit einem Streit seiner Eltern in der Nacht. Das war ungewöhnlich. Seine Eltern verstanden sich so gut, daß es nur sehr selten zu einem Streit kam. Sein Weg zum Schulbus war nur kurz, direkt vor der Hofeinfahrt war die Haltestelle. Felix grübelte auf dem kurzen Weg dorthin, was wohl mit seinen Eltern los war. Aber er konnte keine Antwort finden.

Verwundert bemerkte Felix, daß der Motor des Busses, der schon an der Haltestelle auf ihn wartete, abgestellt war. Als er mit einem Satz die drei Stufen der Bustreppe hochsprang, sah er, daß heute ein anderer Busfahrer hinter dem Steuer saß. Und der war so in ein Buch vertieft, daß ihn die Monatskarte überhaupt nicht zu interessieren schien. Felix sah neugierig über die Schulter des Busfahrers und war erstaunt. Er hatte einen Roman erwartet, vielleicht einen Krimi oder auch einen Bildband über die Fußballweltmeisterschaft oder die Olympiade. Aber der Mann las etwas anderes. Die Schrift in dem Buch war kaum zu entziffern, sie erinnerte Felix an mittelalterliche Bibeln und

Handschriften. Auch die Bilder strahlten einen seltsam fremden Reiz aus. Aber Felix verstand sowieso nichts von dem, was er da sah, und so verlor er schnell das Interesse. Er wedelte noch einmal mit seiner Monatskarte, aber der Fahrer nahm keine Notiz von ihm. Felix steckte die Karte achselzuckend weg und kämpfte sich durch die anderen Schüler, die sich genauso wenig wie er für das Buch des seltsamen Busfahrers interessierten. Hinten warteten schon ungeduldig seine Klassenkameraden darauf, ihm zum Geburtstag zu gratulieren.

„Felix?“ Der Busfahrer hatte sich abrupt umgedreht und rief hinter ihm her.

„Ja?“ Felix sah nach vorne.

Der Fahrer blickte Felix ernst an und sagte: „Ein Mensch ohne Bücher ist wie ein Baum ohne Blätter.“

Felix schaute dem Mann verwundert ins Gesicht. Der blickte ihm unverwandt in die Augen, musterte ihn scharf und wandte sich dann ohne ein weiteres Wort um und fuhr los. Kopfschüttelnd setzte Felix seinen Weg in den hinteren Teil des Busses fort. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Warum rief er mir diesen Satz nach, schoß es ihm durch den Kopf. Und woher konnte er überhaupt meinen Namen? Aufgeregt drehte er sich um, lief nach vorne und war nach kurzer Zeit wieder beim Busfahrer angekommen.

Es traf ihn wie ein Hammerschlag, daß hinterm Steuer jetzt jemand anderes saß. Der lesende Fahrer war verschwunden. Nun fuhr Herr Kröber, der auch sonst immer den Schulbus steuerte. Alles schien ganz normal, eben so wie immer. Keine Spur von dem seltsamen Fahrer, keine Spur des altertümlichen Buches.

Felix zweifelte an seinem Verstand. Er schluckte und schüttelte zum zweiten Male an diesem Morgen den Kopf.

Die Klassenkameraden waren ungeduldig geworden und schrien ihr „Herzlichen Glückwunsch“ so laut durch den Bus,

daß alle es hören mußten. Aber außer einem gequälten Lächeln brachte Felix keine Reaktion zustande. In seinem Kopf war plötzlich kein Platz mehr für seinen Geburtstag und die Klassenkameraden.

An der Schule stieg er als letzter aus dem Bus, um noch einmal einen Blick auf den Fahrer werfen zu können. Fast war er enttäuscht, als er erkennen mußte, daß sich dieser nicht in den Unbekannten zurückverwandelt hatte.

Im Klassenzimmer sangen ihm ein paar Schulkameraden ein Ständchen, so laut und falsch, daß der Mathelehrer schmunzelte, als er zur ersten Stunde eintraf. Herr Laue war sehr beliebt bei den Schülern, sein Unterricht war spannend und unterhaltsam, nicht so langweilig wie die meisten Mathestunden früher in Felix langem Schülerleben. Heute aber konnte sich Felix während des Unterrichts kaum konzentrieren, so sehr beschäftigten ihn der mysteriöse Vorfall im Bus, die geröteten Augen seiner Mutter und die Nervosität seines Vaters am Morgen.

In den beiden Deutschstunden bei Frau Mergenthaler standen Felix schwere Zeiten bevor. Als Hausaufgabe war eine Gedichtinterpretation gestellt worden und die war Felix ganz klar daneben gegangen. Er hatte es schon beim Schreiben gewußt, aber nach zwei Stunden am Schreibtisch und nach mehreren zerkauten Bleistiften hatte er aufgegeben. Felix duckte sich hinter seinem Vordermann und beschloß, sich möglichst unauffällig zu verhalten.

So sah er die meiste Zeit zum Fenster hinaus und dachte wieder an das seltsame Erlebnis. Er überlegte hin und her, ob es Einbildung war, was er erlebt hatte, oder ob ihm jemand einen Streich hatte spielen wollen. Aber es fiel ihm keine passende Antwort ein.

Er grübelte und grübelte und bemerkte nicht, daß es in der Klasse plötzlich ganz still geworden war.

„Guten Morgen“, sagte da plötzlich die scharfe Stimme von Frau

Mergenthaler direkt über ihm. Erschrocken sah er zu ihr auf und bekam einen knallroten Kopf.

„Gut geschlafen?“ fragte sie.

Felix wußte keine Antwort und nickte.

„Das freut mich. Es geht doch nichts über einen gesunden Schuschlaf.“

Die Klasse lachte. Die Lehrerin war dafür bekannt, daß sie selten den Humor verlor.

„Aber doch nicht mitten in der Stunde. Und dann noch mit offenen Augen!“

Die Klasse lachte wieder.

Sie drehte sich um und ging wieder zur Tafel. Felix war klar, daß er nicht ohne Strafe davonkommen würde. „Ich hätte da eine Bitte an dich, Felix“, begann sie.

Felix verkroch sich noch mehr hinter seinem Tisch.

So fing sie immer an: „Ich hätte da eine Bitte...“

„Ich möchte dir helfen, richtig wach zu werden. Deshalb hältst du morgen ein Referat zum Thema: Minnelyrik des Mittelalters. Du kannst dich auf das dreizehnte Jahrhundert beschränken. Wir haben das Thema übrigens gerade eben behandelt, als du so selig geschlafen hast.“

Oh Gott, dachte Felix. Heute kommt es knüppeldick. Erst so eine merkwürdige Stimmung in der Familie, dann das seltsame Erlebnis im Bus und nun wird man für so ein bißchen Abwesenheit auch noch so hart bestraft. Und als ob Lorenz seine Gedanken hätte lesen können, sagte er:

„Felix hat heute Geburtstag.“

Frau Mergenthalers Gesicht bekam daraufhin wieder etwas von der gelassenen Freundlichkeit, die sie sonst immer ausstrahlte: „Das ehrt dich, Lorenz, daß du so für Felix Partei ergreifst. So ein Geburtstag kostet ja auch viel Kraft, deshalb mußt du sicher vorschlafen, oder?“ fragte sie Felix spöttisch.

Der nickte stumm, froh über Frau Mergenthalers Sinneswandel.

„Na gut. Dann kannst du dir mit dem Referat bis nächste Woche Zeit lassen. Einverstanden?“

Felix atmete auf. Er hatte heute ein kleines Geburtstagsfest organisiert. Und wenn ihm dabei ein Referat dazwischengekommen wäre – nicht auszudenken!

Frau Mergenthaler fuhr fort: „Hannah, erzähle doch bitte, wo wir stehengeblieben waren.“

„Wir haben einige Dichter des Mittelalters kennengelernt. So zum Beispiel Walther von der Vogelweide und Neidhart von Rauenstein.“

„Von Reuenthal hieß der Mann. Neidhart von Reuenthal.“

„Und Wolfram von Eschenbach“, schloß Hannah.

„Danke. Es gab noch viele fahrende Sänger, die damals von Burg zu Burg gezogen sind. Auf den großen Burgen, deren Besitzer über das entsprechende Einkommen verfügten, wurden oft Sängerwettstreite durchgeführt. Manchmal kamen alle bekannten Sänger zu einer Burg und trugen da ihre Lieder vor.“

„So eine Art Olympiade?“ Felix hörte nun aufmerksam zu. Das Thema interessierte ihn, seit es sich um Burgen handelte.

„Ja. Der Vergleich ist zwar etwas gewagt, aber selbst bei den Olympischen Spielen der Neuzeit, bis in die Dreißiger Jahre gab es einen kulturellen Teil der Wettkämpfe. Es gab Goldmedaillen für Dichter und Bildhauer. Aber zurück zum Mittelalter. Viele der damaligen Sänger sind heute vergessen. Manche ihrer Lieder haben aber überlebt. Eines dieser Lieder will ich euch heute vorstellen. Es ist von einem Sänger, von dessen Namen nur die Anfangsbuchstaben erhalten sind: W.v.R. Es ist viel darüber spekuliert worden, wie er geheißen haben mag, aber niemand weiß darüber Näheres. Man weiß noch nicht einmal, in welchem Land er gelebt hat. Seine Lieder sind auf einer alten Handschrift in einem Kloster entdeckt worden. Es hatte den schönen Namen Kloster zur Himmlischen Pforte – Porta Coeli auf Latein.“ Die Klasse lachte.

„Seine Lieder ist auch übertrieben: Es handelt sich nur noch um das Fragment eines groß angelegten Heldenepos. Ob es je zu Ende geführt worden ist, oder ob ein Teil verloren ging, wissen wir heute nicht mehr. Das Land, das im Text, den ich euch gleich geben werde, genannt wird, ist ebenfalls unbekannt. Man vermutet, daß es ein verschlüsselter Name für ein kleines Königreich ist, das irgendwann einmal existiert haben muß. Der Name des Flusses ist heute noch in Tschechien als Name des dortigen Teils der Elbe gebräuchlich. Das kann aber auch Zufall sein, es muß sich dabei nicht einmal um die Elbe handeln. So, nun habe ich genug geredet. Marlene, lies bitte einmal vor.“

Marlene las stockend:

„Der Prinz und der früh zum Ritter geschlagene Knabe
Schlugen die Schlacht um Meridan am Ufer der Labe
Hoch loderten im Feuer die Kähne
Und hell erleuchteten die Flammen die kämpfenden Reiter
Tief in Trauer stürzten die Seelen der edlen Streiter
Und dunkel senkte sich die Nacht, alles bedeckend
Kriegerisch waren die Kämpfe gegen den übermächtig schei-
nenden Gegner
Friedlich endlich das Kampfspiel der ebenbürtigen Brüder.“

„Mehr ist leider nicht bekannt. Ich finde es trotzdem sehr beeindruckend. Und Ihr?“ wandte sich Frau Mergenthaler wieder an die Klasse. Felix nickte beifällig.

„Daß es dir gefällt, Felix, trifft sich gut. Ich habe mir überlegt, daß es als Thema für das Referat viel besser geeignet ist, als die Minnelyrik des Mittelalters. Versuche doch einmal einen Vergleich zu ziehen zwischen den Heldenepen der Antike und diesem Fragment. Ich gebe dir einen Tip: Untersuche dabei das Versmaß. Als Hausaufgabe...“

Felix hörte den Rest des Satzes nicht mehr. Ihm schwindelte bei

dem Gedanken, diesen Vers mit irgend einem anderen vergleichen zu müssen. Er war froh, als die Stunde endlich zuende war. In der großen Pause bedauerten ihn alle und im Grunde war jeder froh, daß die Lehrerin dies nicht als Hausaufgabe für alle gestellt hatte.

Mißgelaunt ging Felix nach Hause. Er hatte Geburtstag und dann so ein Tag! Heute kam es wirklich knüppeldick. Seine schlechte Laune besserte sich erst, als er zu Hause ein großes Päckchen auf seinem Geburtstagstisch entdeckte.

„Von der Münchner Oma“, sagte sein kleiner Bruder neugierig. Er sah dabei zu, wie Felix die Schnüre öffnete. Der war ein sehr geduldiger Knotenöffner und seine Großmutter eine ganz exzellente Verknoterin. Er war der Einzige in der ganzen Familie, der diese Knotenkunstwerke ohne Schere öffnen konnte. Als er das Packpapier entfernt hatte, mußte er sich durch einen zweiten Knoten kämpfen, der darauf schließen ließ, daß etwas ganz besonderes in dem Päckchen sein mußte. Felix wußte, je mehr Mühe sich seine Großmutter beim Verknoten gab, um so mehr lohnte sich die Anstrengung beim Knotenlösen.

„Ein Fernrohr!“ Felix sah begeistert in das Paket. „Mama, schau mal. Ein richtiges Fernrohr. So ein Ding habe ich noch nie gesehen!“

„Ist denn kein Brief dabei?“ fragte seine Mutter.

„Mal sehen... doch. Hier!“

Felix setzte sich in eine Ecke seines Zimmers und las:

„Lieber Felix,
ich schicke Dir nicht nur Dein Geburtstagsgeschenk, sondern auch ganz viele liebe Grüße und Wünsche für Dich, auf daß es Dir immer so gut gehen möge wie jetzt.
Ich hatte mir schon im Sommer überlegt, Dir ein Fernglas zu schenken, als ich sah, wie gerne Du mit dem von Deinem Papa

losgezogen bist. Obwohl das Fernglas nun wirklich nichts mehr taugt (aber das bleibt bitte unter uns, Papa ist so stolz auf das alte Ding!). Ich habe lange nach einem wirklich guten Glas gesucht. Es durfte halt auch nicht ganz so viel kosten. Die richtig Guten sind eben auch richtig teuer. Ich habe jedes Sonderangebot abgeklappert, aber nie war der große Wurf dabei, meistens hatten sie dann doch Kunststofflinsen oder die Vergrößerung war indiskutabel oder sie waren einfach 2. Wahl. Mit diesem Fernrohr, das jetzt sicher vor Dir liegt, ist aber etwas Erstaunliches passiert, d.h. eigentlich ist es mir und nicht so sehr dem Fernrohr passiert.

Du weißt doch sicher noch von Deinem letzten Besuch, daß hier in München dreimal im Jahr die Auer Dult stattfindet. Das ist dieser große Jahrmarkt (als ganz kleiner Kerl bist Du da immer Karussell gefahren), wo es neben den Schaustellern und Steckerlfischbratereien auch einen Geschirr- und Trödelmarkt gibt. Aber wem erzähle ich das, wir sind ja im vergangenen Jahr zusammen dort gewesen. Im Herbst hatte dieser Markt dann eine ganz besondere Bewandtnis für mich: Dort habe ich Dein Fernrohr gefunden und gekauft.

Aber laß Dir erzählen, was mir dabei passiert ist. Die Händler, auch die professionellen, die dort Trödel verkaufen, sind ja meist richtige Originale, so wie sich manch einer einen deftigen Bayern vorstellt. Oft haben sie noch Lederhosen an. Ein langer Rauschbart und ein Hut mit Gamsbart sind eigentlich auch ganz normal. Auch wenn sie manchmal verkleidet aussehen, diese Händler.

An solch einem Unikum von Trödler gehe ich vorbei, werfe einen kurzen Blick in seine Auslage und sehe: Dein Fernrohr! Als ich es sah, wußte ich, daß ich Dir kein Fernglas, sondern dieses Fernrohr und nichts anderes schenken wollte. Niemals wäre ich von selbst darauf gekommen, ich wußte überhaupt nicht, daß es noch Fernrohre gibt. Aber sie sind einfach wundervoll. Man wird

sofort an alte Abenteuer Geschichten erinnert, wo ein Pirat durch so ein Fernrohr Ausschau nach einem dicken Kaufmannssegler hält, um ihn zu kapern.

Doch zurück zu dem Trödler: Ich tue also recht uninteressiert (sonst ist es ja gleich doppelt so teuer), nehme das Fernrohr in die Hand, sehe hindurch und lege es wieder zurück. Das übliche Ritual beim Antiquitätenkauf auf der Dult.

„Ein hervorragendes Fernrohr“, meint der Händler.

„Ja, es ist wohl nicht schlecht“, sage ich.

„Möchtet Ihr es haben?“

Ich überlege: Wenn ich gleich ja sage, wird es bestimmt teurer.

„Ich muß es mir noch einmal überlegen“, erwidere ich und will schon fortgehen.

„Ich lege es für Euch zurück“, sagt der Alte daraufhin.

„Das brauchen Sie nicht. Wenn es nachher weg ist, ist es eben weg.“

„Ich lege es zurück“, sagt er in bestimmendem Ton. „Ihr werdet es kaufen.“

Wie Du Dir denken kannst, habe ich mich darüber sehr geärgert. Er hatte einen Ton, als wäre gar keine andere Wahl mehr möglich. Ich bin dann noch einmal um die Buden herum gelaufen und habe nach anderen Gläsern Ausschau gehalten. Dabei ist mir aufgefallen, daß der Mann trotz seiner bayerischen Kleidung überhaupt kein bayerisch sprach, sondern ein eigentümliches, alt klingendes Deutsch. Auch dieses sonderbare „Ihr“ und „Euch“ klang wie im Mittelalter. Schließlich bin ich aber doch zurück. Und stell' Dir vor: Ich habe die Bude fast nicht mehr wiedergefunden. Ich könnte schwören, daß sie nicht mehr an der selben Stelle gestanden hat wie zuvor. Als ich den Alten dann endlich wiedergefunden hatte, war er ausverkauft. Er stand ganz allein in seiner leergeräumten Bude und schien auf etwas zu warten. Das Fernrohr war weg. Ich ärgerte mich maßlos, daß ich es nicht gleich gekauft hatte. Etwas anderes erregte dann aber meine

Aufmerksamkeit. Er hatte ein Buch in der Hand und las darin. Neugierig, wie ich nun mal bin, kam ich vorsichtig näher und versuchte zu erkennen, in welchem Buch er las. Es muß ein sündhaft teurer Nachdruck eines mittelalterlichen Werkes gewesen sein. Ich verstehe nicht viel von Büchern, aber das sah ich sofort: Er hatte eine bibliophile Kostbarkeit in der Hand. Das Buch muß von Vögeln und anderem Getier gehandelt haben, es war über und über mit Malereien und kunstvoll ausgemalten Buchstaben verziert. Als er mich erkannte, legte er das Buch hastig in die Schublade. Seine Hand kam wieder unter dem Tisch hervor und legte das Fernrohr auf den Tisch.

„So seid Ihr also doch gekommen“, sagte er.

„Darf ich Sie fragen, in welchem Buch Sie gerade gelesen haben?“ fragte ich, ohne auf ihn einzugehen.

„Es ist ein altes Werk“, antwortete er einsilbig und unhöflich. Er wollte offenbar nicht über das Buch reden. Und dann sagte er plötzlich, ohne daß ich ihn weiter bedrängt hätte: „Ein Mensch ohne Bücher ist wie ein Baum ohne Blätter. Ist wie ein See ohne Wasser.“

Felix fiel der Brief aus der Hand. Die erste Hälfte dieses Spruches hatte er heute morgen von dem mysteriösen Busfahrer gehört! Und nun dies: Hier stand in dem Brief von seiner Großmutter der ganze Spruch. Und dann das Buch! Es schien das gleiche Buch zu sein, das er heute früh in den Händen des Busfahrers gesehen hatte! Sein Herz begann heftig zu schlagen.

Was bedeutete das alles? Verwirrt starrte Felix ins Leere. In seinem Kopf begannen die Gedanken zu rasen, so schnell, daß ihm schwindlig wurde: Er fühlte sich eingekreist, von allen Seiten, und...

Felix fiel nicht der richtige Begriff ein, für das, was er empfand. Bedroht, genau: bedroht! Das war es! Er fühlte sich bedroht, aber

niemandem konnte er sich anvertrauen, noch nicht einmal seinen Eltern. Er wußte, jeder würde ihn für einen Spinner halten. Nur langsam konnte er sich beruhigen und weiterlesen.

„Der Mann schwieg und sah durch mich hindurch. Mir wurde unwohl, sein hageres Gesicht hatte plötzlich etwas Bedrohliches. Mir lief es kalt den Rücken herunter.

„Wieviel soll das Fernrohr denn kosten?“ fragte ich. Ich wollte jetzt möglichst schnell weg von diesem Stand. Seine Antwort verschweige ich Dir natürlich, schließlich ist es ja ein Geschenk. Ich zögerte, obwohl ich heilfroh war, daß er es noch nicht verkauft hatte.

„Nehmt es, es ist das Richtige für Felix“, sagte er.

Also kaufte ich es und freute mich, für Dich ein tolles Geburtstagsgeschenk zu haben. Ich packte es in meine Tasche und lief los. Ich wollte die U-Bahn noch erreichen. Als ich die Treppe in den U-Bahn-Schacht hinunterlief, blieb ich wie vom Donner gerührt stehen: Woher wußte der Mann Deinen Namen??? Ich überlegte kurz: Hatte ich ihm vielleicht erzählt, daß es ein Geschenk für meinen Enkel Felix sein sollte? Daran konnte ich mich nicht erinnern; eigentlich hatte ich nur ein paar belanglose Worte mit ihm gewechselt. Ich habe auf dem Absatz kehrt gemacht und bin so schnell mich meine alten Beine tragen, zurück zur Dult gelaufen, fast schon gerannt, muß man sagen. Jede Budenstraße habe ich abgesucht, nicht nur einmal, jede mindestens zweimal und ich habe den Mann nicht mehr gefunden! Ich konnte mich genau erinnern, wo er gestanden hatte. Seine Nachbarin war ein keifendes altes Weib (entschuldige bitte den Ausdruck. Ich hoffe Du redest nie in einem solchen Ton von Deiner Großmutter), das Küchenutensilien verkaufte, Plastik-kochlöffel mit Bauernmalerei.

Ich habe sie nach ihrem Nachbarn gefragt, ob da nicht eben noch eine Bude gestanden habe (es war aber gar keine Lücke mehr

zwischen den Verkaufsständen!), ob sie sich nicht an den alten Mann erinnern könnte. Kurz: Ich habe sie regelrecht gelöchert. Das Resultat war, daß sie mich zum Schluß mit einem Schwall von Schimpfworten überschüttet hat, die ich keinesfalls in einem Geburtstagsbrief erwähnen darf. Ich kannte nur einige davon, manche waren mir völlig neu, andere habe ich überhaupt nicht verstanden.

Jedenfalls: Der Mann war weg. Er war sozusagen nie dagewesen.

Ich bin dann nach Hause gefahren und in der U-Bahn ist mir noch etwas eingefallen: Als ich so plötzlich auf der Treppe zur U-Bahn stehengeblieben war, hatte ich dadurch einen alten Mann fast zu Fall gebracht, er konnte nicht so schnell abbremsen. Ich denke, daß er es war, dieser mittelalterlich sprechende Mann mit dem Fernrohr.

Ich war richtig aufgewühlt, aber mittlerweile habe ich mich wieder beruhigt. Entweder war es ein Zufall oder meine Gehirnzellen haben mir einen Streich gespielt. Das ist auf jeden Fall die Version, an die ich mittlerweile glaube. Ich werde halt alt.

Ich hoffe, Felix, Du amüsierst Dich nur über die Geschichte zu Deinem Fernrohr und nicht über Deine alte, schon fast verkalkte Großmutter, die man nicht mehr alleine auf die Auer Dult schicken kann, ohne daß sie gleich Gespenster sieht.

Also: zum Schluß noch einmal ganz förmlich: alles Liebe und Gute zu Deinem Geburtstag und viel Spaß mit Deinem Fernrohr.

Grüße mir die Lieben bei Euch auf dem Hof.

Deine Großmutter

P.S. Ich glaube, einen so langen Brief habe ich noch nie geschrieben.



Der fremde Reiter

„Aaron“, rief Felix, „Aaron, komm her. Komm, mein Pferdchen, komm zu mir, bekommst eine Möhre.“

Aaron war eine kleine, stämmige Norwegerstute, die die Kinder des Hofes vor ein paar Jahren geschenkt bekommen hatten. Eigentlich war Aaron ja kein Name für eine Stute, aber das Pferd hieß schon so, als sie es bekamen und so blieb es dabei. Aaron trabte an den Zaun und holte sich ihre Möhre ab, so wie sie es jeden Tag tat, wenn Felix oder sein Bruder zu ihr kamen.

„Wollen wir ein wenig reiten?“ fragte Felix leise. „Eigentlich müßte ich Hausaufgaben machen, aber so ein kleines bißchen reiten können wir uns erlauben.“

Aaron hatte nur ihr Halfter um, aber sie war ein sehr braves Tier und Felix ein ausgezeichneter Reiter, er brauchte für kleine Ausritte auf der Weide weder Sattel noch Trense. Im Sommer holte er oft die Kühe von der Weide, da nahm er dann schon die Trense, es waren manchmal schnelle Richtungswechsel nötig. Den Sattel ließ er fast immer zuhause, das Aufsatteln dauerte ihm einfach zu lange. Seit dem letzten Sommer konnte er so gut reiten, daß sein Vater ihn immer öfter bat, die Kühe mit dem Pferd zu holen.

Die Ländereien des Hofes ragten weit ins Moor hinein und wenn die Kühe auf der letzten Weide standen, mußten sie fast zwei Kilometer nach Hause laufen. Da war es eine große Hilfe, wenn Felix und das Pferd gemeinsam loszogen. Holte man sie zu Fuß, wurden die Kühe auf dem langen Weg gern langsamer und blieben oft stehen. Man mußte sie dann immer lauter und lauter antreiben, bis sie ihre dicken, behäbigen Leiber endlich wieder in

Bewegung setzten. Ritt man mit dem Pferd hinter ihnen her, fingen sie sogar manchmal an, zu galoppieren, was ihnen aber unangenehm war. Ihre prallen Euter schlenkerten dann so heftig hin und her, daß die Milch nach allen Seiten spritzte.

„Bald holen wir beide wieder zusammen die Kühe“, flüsterte Felix Aaron ins Ohr. „Jetzt muß ich leider rein, die Schulaufgaben warten.“ Aaron spitzte die Ohren und Felix war überzeugt, daß das kluge Tier ihn verstand.

Merkwürdig, aber immer wenn schönes Wetter ist, habe ich besonders viele Hausaufgaben auf, dachte Felix. Wenn er nur hätte wählen können zwischen Hausaufgaben und einem Ausritt auf Aaron...

Er setzte sich mißmutig an seinen Schreibtisch und dachte über seinen gestrigen Geburtstag nach. Seine Eltern waren am Nachmittag immer noch gedrückter Stimmung gewesen. Ihm zuliebe hatten sie versucht, sich nichts anmerken zu lassen, aber er fühlte, daß sie nicht so fröhlich waren, wie sie taten. Auch die Freunde, die er eingeladen hatte, wunderten sich insgeheim über die eigenartige Stimmung in der Familie. Außerdem wurde er das Gefühl der Bedrohung nicht los, das er spürte, seit er im Bus dieses seltsame Erlebnis gehabt hatte.

Seufzend holte er die Mathehefte heraus und legte sie vor sich auf den Schreibtisch.

Sein Fernrohr fiel ihm ein. Er hatte gestern kaum Gelegenheit gehabt, in Ruhe hindurchzusehen. Sein Blick wanderte durchs Zimmer und als er das Rohr nicht gleich entdecken konnte, nahm er das als Zeichen dafür, nun endlich anzufangen. Er kaute auf seinem Bleistift und versuchte, sich auf die erste Aufgabe zu konzentrieren. Als sich aber die Sonne hinter einer Wolke versteckte, stand er auf und begann heftiger und mit mehr Nachdruck nach dem Fernrohr zu suchen.

Felix brauchte immer lange, bis er mit den Hausaufgaben anfangen konnte, meistens nahm er sich vorher das alte Fernglas

seines Vaters und beobachtete vom Zimmerfenster aus die Tiere, die hinter dem Haus auf der Weide standen.

Manchmal sah er auch seinem Vater bei der Arbeit zu, der davon natürlich nichts merkte. Das war dann besonders lustig.

„Ach, da ist es ja“, sagte er halblaut und setzte das wiedergefundene Fernrohr ans Auge. Es war so verstellt, daß es fast weh tat, hindurchzublicken. Er drehte und drehte, aber er bekam es nicht richtig scharf eingestellt. Ärgerlich legte er das Rohr beiseite und wandte sich wieder seinen Aufgaben zu. Aber sein Ehrgeiz war jetzt geweckt. Er konnte sich nur noch weniger konzentrieren, also nahm er das Rohr wieder zur Hand und schließlich hatte er es so eingestellt, wie er es haben wollte.

Felix lehnte sich zufrieden zurück und ließ seinen Blick über das Land gleiten, das sich hinter dem Hof ausbreitete.

Doch da stockte ihm der Atem: Was er sah, war nicht das gewohnte Bild, war nicht seine vertraute Umgebung. Alle Häuser und fast alle Bäume waren verschwunden und als er den Blick nach rechts lenkte, war da auch kein dampfendes Torfwerk mehr zu sehen.

Er ließ das Rohr sinken. Mit bloßem Auge betrachtet, sah alles wieder völlig normal aus. Das Torfwerk stand an seinem Platz, die Bäume waren da und auch alle Häuser. Nichts deutete auf etwas Ungewöhnliches hin. Felix schüttelte den Kopf und überlegte, ob er sich selbst einen Streich gespielt hatte.

Er blickte wieder durch das Fernrohr und bemerkte jetzt, daß sich am linken Bildrand etwas bewegte. Irritiert nestelte er so lange an den kleinen Rändelschrauben des Fernrohres herum, bis er es endlich noch ein bißchen schärfer eingestellt hatte. Felix erkannte einen Reiter, der im gestreckten Galopp auf einem großen Pferd ritt. Aber der Reiter sah ungewohnt aus. Das Pferd kam ihm allerdings bekannt vor.

Das ist doch... dachte er, nein, das kann nicht wahr sein! Doch! Es mußte so sein... Das war das Pferd seines Vaters, die große

Kaltblutstute. Und der Reiter konnte nur sein Vater sein. Die Größe stimmte, aber... warum hatte er sich so merkwürdig verkleidet? Es schien ein Panzerhemd zu sein, das er da trug und auf dem Kopf einen Helm? Was sollte das alles? Was wollte sein Vater dort hinten? Er hatte um diese Jahreszeit doch gar keine Zeit für solche Ausritte. Im Frühjahr gab es so viel zu tun auf ihrem Bauernhof, daß der Vater oft wochenlang nicht zum Reiten kam.

Felix war völlig sprachlos. Er konnte das Rohr aber nicht von den Augen nehmen, so gefesselt war er von dem, was sich da hinten auf der Hohen Wiese abspielte.

Der Reiter gab seinem Pferd jetzt die Sporen, trieb es zu noch größerer Eile an und drehte sich dabei dauernd nach hinten um. Er verschwand in einem Wäldchen, das am rechten Bildrand zu sehen war, nicht ohne sich noch einmal hastig umzusehen.

Felix ließ das Fernrohr sinken, sein Herz klopfte laut: Das war sein Vater, es gab gar keinen Zweifel. Er hatte unter dem seltsamen, hochgeklappten Visier deutlich seinen Vater erkannt!

Nichts konnte ihn jetzt noch dazu bringen, sich um Hausaufgaben zu kümmern. Er hob das Rohr wieder an die Augen. Alles war ruhig auf der Hohen Wiese. Aber die Landschaft war immer noch völlig verändert. Felix hatte sich nun fast schon an den Anblick gewöhnt, er sah eine Moorlandschaft, wie er sie von alten Bildern kannte.

Felix war verunsichert. Es gab im Grunde nur zwei Möglichkeiten: Entweder wollte ihm sein Vater einen Streich spielen. Aber das war eher unwahrscheinlich. Denn woher sollte er wissen, wann Felix durch das Fernrohr sehen würde? Oder, viel wahrscheinlicher war, seine Phantasie war wieder einmal mit ihm durchgegangen, denn Romane und Geschichten, die im Mittelalter spielten, verschlang Felix. So rang er sich zu dem Entschluß durch, daß er sozusagen eben ein kleines bißchen

Privatkino erlebt hatte: laufende Bilder, die ihm im Kopf herumspukten.

Um diese Bilder wieder in die reale Welt zu holen und um den Kopf von dem ganzen Spuk freizubekommen für die Matheaufgaben, die vor ihm lagen, setzte er das Rohr noch einmal an die Augen. Felix erwartete das Torfwerk groß im Bild, er hoffte es geradezu, denn es war ihm völlig klar, die Matheaufgaben mußten heute unbedingt fertig werden....

Felix sprang von seinem Stuhl auf. Was er jetzt sah, stellte alles, was er sich soeben zurechtgelegt hatte, wieder auf den Kopf: Drei Reiter standen mitten auf der Hohen Wiese. Zwei saßen auf ihren Pferden, einer war abgestiegen und suchte auf dem Boden nach irgend etwas. Sie sahen in die Richtung des kleinen Birkenwäldchens, dann stieg der dritte Reiter wieder aufs Pferd, und die Gruppe setzte sich in Bewegung.

Felix verstand sofort, daß der abgesessene Reiter nichts gesucht, sondern etwas untersucht hatte: die Spuren vom Pferd seines Vaters! Und nun verschwanden die drei im selben Birkenbruch wie vorher sein Vater. Nichts hielt Felix jetzt noch am Schreibtisch. Kurz dachte er an seinen Vater: Der hatte ihn vorhin gebeten, sich an der Suche nach seinem Ring zu beteiligen. Er hatte ihn wohl irgendwo im Haus verlegt und suchte ihn in jeder Ecke und unter jedem Schrank. Als er den Ring endlich gefunden hatte – er hatte natürlich dort gelegen, wo er immer lag – hatte sich der Vater nervös verabschiedet und war mit dem kleinen Trecker losgefahren, um Zäune zu reparieren. Felix wunderte sich immer noch, warum sein Vater seinen alten Ring, es war ein Siegelring mit einem Hirschen darauf, zur Arbeit mitgenommen hatte.

Wenn er mit dem Trecker losgefahren ist, mußte das Pferd doch eigentlich noch im Stall stehen, überlegte Felix. Er rannte in den Stall. Der war leer. Das Pferd war weg und die Stalltüre stand weit offen! Sattel und Zaumzeug waren nicht da. Felix holte kurz

entschlossen Trense und Sattel für Aaron aus der Sattelkammer. Er mußte herausbekommen, was da hinten vor sich ging. Er wurde das Gefühl nicht los, daß sein Vater in Gefahr war. Und dabei wollte er ihn nicht allein lassen!

Schnell hatte er Aaron aufgetrenst und gesattelt und schon war er auf dem Weg nach hinten zur Hohen Wiese. Als sie am neuen Stall vorbeirrten, stieg in Felix ein mulmiges Gefühl auf. Er war ganz allein auf dem Hof, niemand sonst war zu Hause, dem er von seinem Erlebnis mit dem Fernrohr hätte berichten können. Mir hätte sowieso niemand geglaubt, dachte er, während er Aaron zur Eile antrieb. Das Pferd verstand ihn und so ritten die beiden, so schnell sie konnten hinaus ins Moor, dorthin, wo Felix seinen Vater zuletzt gesehen hatte. Oder vielleicht auch nur zu sehen geglaubt hatte.

Er wußte nicht, ob er sich das alles nur eingebildet hatte. Ihm kamen Zweifel an seinem Verstand, als sie sich der Hohen Wiese näherten und alles ganz normal aussah. Das Gatter war zwar offen. Aber das war nichts Ungewöhnliches zu dieser Jahreszeit. Die Tiere waren alle noch im Stall. Ungewöhnlich war nur das Licht. Felix hatte noch nie ein so fahles Licht gesehen, selbst vor dem schlimmsten Gewitter nicht. Die Sonne neigte sich dem Horizont zu, Felix bemerkte es mit Staunen. Es war viel zu früh am Tage, als daß die Sonne schon hätte untergehen können. Sie verfärbte sich schnell, ihr unwirkliches Rot hob sich gegen den Himmel so deutlich ab, als wäre sie mit den Händen zu greifen. Und als hätte jemand Sonne und Mond auf eine Himmelswaage gelegt, erschien auf der anderen Seite des Firmaments der Mond, ebenso groß und ebenso rotschimmernd wie die Sonne. Felix stutzte. Er war nicht mehr sicher, was Mond und was Sonne war. Und am Südhorizont baute sich eine bedrohlich wirkende Wolkenwand auf.

Es war eine unheimliche Stimmung. Totenstille überall. Felix bemerkte erschrocken, daß kein einziger Vogel sang. Aaron stopp-

te am Gatter so abrupt, daß Felix im hohen Bogen ins weiche Moorgras fiel. Das Pferd machte Anstalten, ohne seinen Reiter nach Hause zu laufen, Felix erwischte gerade noch den Zügel und versuchte die Stute zu beruhigen.

„Ruhig, Aaron. Ganz ruhig“, sagte er ganz leise zu ihr, aber es beruhigte sie gar nicht. Sie stieg vorne hoch und traf dabei Felix fast mit den Vorderhufen am Kopf. Sie war kaum zu bändigen. Ihre Augen waren vor Angst weit aufgerissen, sie blähte die Nüstern und versuchte sich von Felix loszureißen. Mit Mühe schaffte Felix, wieder aufzusteigen. Aaron wollte um keinen Preis durch das Gatter auf die Hohe Wiese. Er trieb sie sanft an, aber den letzten, entscheidenden Schritt verweigerte sie immer wieder. Felix wurde wütend und schrie: „Jetzt lauf“ endlich durch das Gatter, du...“

Und Aaron machte einen riesigen Satz nach vorn und sprang durch das offene Gatter auf die Hohe Wiese. Sie war noch im Sprung, als ein Donnerschlag über den Reiter und sein Pferd hereinbrach, mit einer Wucht und Lautstärke, daß Felix sich in der Mähne seines Pferdes vergrub. Es war, als explodierte etwas neben, über oder auch in ihm. Eine Sturmböe fegte über die Wiese, die ihn fast vom Pferd gedrückt hätte, er konnte sich gerade noch an Aarons Hals festklammern. Felix fror, der Wind war schneidend, und er war nur dünn bekleidet.

Verstört lag er mehr auf dem Rücken seines Pferdes als er saß. Alles ringsum schien ihm verändert. Verängstigt ließ er langsam seinen Blick über die Wiese streifen. Sie schien von eigenartiger Fremdheit.

Und während er sich umschaute, machte er eine entsetzliche Entdeckung: Der Weg, der Hof, alles war verschwunden. es waren keine Bäume mehr zu sehen, nur öde Wildnis, die so aussah, als hätte sich noch nie ein Mensch dorthin gewagt. Alles war, wie er es im Fernrohr gesehen hatte...

„Zurück“, schrie er, „Aaron, lauf zurück!“ Entsetzt versuchte er,

das Pferd herumzureißen, aber Aaron schien zu meinen, daß es kein Zurück gab. Das Pferd galoppierte auf die Hohe Wiese, hielt sich ganz am Rand, wo der Boden am festesten war und wurde immer schneller. Wie gehetzt raste Aaron über die riesige Fläche und Felix bemerkte, daß sich die Wiese ringsum in wildes Moor verwandelte.

Jetzt trieb er sein Pferd zusätzlich an, so daß es Schwierigkeiten bekam, das Tempo zu halten. Der Boden unter den Hufen wurde immer weicher.

„Lauf Aaron! Um Himmels Willen, lauf!“ Felix schrie und schlug mit dem Zügel rechts und links auf Aarons Hals. Am Ende der Wiese war der Königsweg, ein uralter Pfad, den er von früheren Ausritten kannte. Den mußten sie erreichen, bevor sie beide im Moor versanken. Aaron kämpfte sich durch die schlammigen Massen. Sie war völlig ausgepumpt, als sie endlich den rettenden Königsweg erreichten.

Aaron blieb zitternd auf dem alten Weg stehen, Felix fürchtete, sie könnte unter ihm zusammenbrechen. Sein Kopf dröhnte und er war voller Angst. Jetzt erst konnte er beginnen, darüber nachzudenken, was mit ihm passiert war.

Felix sah sich um. Was er sah, trieb ihm die Tränen in die Augen und er begann zu weinen. Alles Bekannte, Vertraute war verschwunden. Die Hohe Wiese war nicht mehr da, statt dessen breitete sich eine unendliche Fläche wilden Moores vor seinen Augen aus. Durch seinen Tränenschleier hindurch sah er kaum noch etwas, er wollte auch nichts mehr sehen. Aber ihm war klar: Er war jetzt allein. Er hatte nur noch Aaron, stand mitten im Moor auf einem schmalen Pfad in T-Shirt und Jeans und wußte nicht mehr weiter.

Aaron übernahm die Initiative und begann mit ihrem verzweifelten Reiter loszulaufen. Felix ließ es geschehen. Nur langsam beruhigte er sich wieder. Als seine Tränen getrocknet waren, versuchte er, zu überlegen. Vor allen Dingen mußte er sich darüber

klar werden, was er jetzt tun sollte. Es war früher Nachmittag gewesen, als sie losgelaufen waren. Aber galt das jetzt noch? Der Himmel war bedeckt, er konnte keinen Sonnenstand erkennen. Felix betrachtete die Landschaft und bekam noch mehr Angst. Wenn sie zu Hause von Moor redeten, meinten sie die landwirtschaftlich genutzten Moorwiesen, auf denen die Rinder und Kühe grasten und deren Gras manchmal zu Heu gemäht wurde. Sein Vater hielt nicht viel von den Wiesen, sie ergaben nicht viel Heu und die Tiere wurden auch nicht so dick und rund wie auf den fetten Marschweiden.

Was er jetzt sah, war Moor in seiner ursprünglichen Gestalt. Felix hatte so etwas noch nie gesehen, er ahnte aber, daß er den schmalen Königsweg auf keinen Fall verlassen durfte, rechts und links war nur öde Wildnis, mit ein paar Grasbüscheln durchsetzt. Wenn man da hineingeriet, war man verloren. Das Moor läßt nichts mehr los, es verschlingt, was da hineingerät... Zögernd löste sich die Wolkendecke allmählich auf und die Sonne brach hervor.

Wenigstens gibt es die Sonne noch, dachte Felix und freute sich an den wärmenden Strahlen. In der Ferne tauchte ein Wald auf. Aaron begann, ohne daß Felix sie dazu angetrieben hätte, zu traben und nach etwa einer halben Stunde hatten sie den Waldrand erreicht.

Felix fühlte sich nicht mehr ganz so einsam. Obwohl weit und breit keine menschliche Behausung zu sehen war, war er doch etwas zuversichtlicher geworden. Sie ritten durch den lichten Birkenwald und der Boden unter ihnen wurde immer sandiger, je weiter sie voran kamen.

Eine solche Sandinsel im Moor war Felix nicht in Erinnerung. Er konnte sich auch nicht an die Anhöhe erinnern, die Aaron hinaufstampfte. Felix entdeckte eine kleine Höhle, die gerade so groß war, daß er und sein Pferd darin unterkommen konnten. „Jetzt machen wir uns ein Feuerchen und übernachten hier“,

sagte Felix zu Aaron, nachdem sie die Höhle besichtigt hatten. „Heute kommen wir wohl nicht mehr nach Hause.“ Nach Hause! Als er die Worte ausgesprochen hatte, schossen ihm wieder Tränen in die Augen. Ob er wohl jemals wieder nach Hause finden konnte? Was war mit ihm geschehen? Wo war er überhaupt? In der Gegend, in der er wohnte, gab es weit und breit keine Anhöhen, geschweige denn Höhlen.

Felix durchsuchte seine Taschen nach Streichhölzern und er fand tatsächlich welche, die zu seiner großen Freude unversehrt geblieben waren. Er löste vorsichtig von den umstehenden Birken die oberste, dünne Rindenschicht ab. Das war eine mühselige Arbeit, die auch viel Zeit erforderte, aber wenn er beim Feuer anzünden nicht genug hatte, drohte sein Streichholzvorrat zu schnell zur Neige zu gehen.

Endlich hatte er zwei Hände voller Birkenrinde, die er vorsichtig unter kunstvoll aufgestapeltes trockenes Holz packte und anzündete. Im Nu hatte er ein schönes, kleines Feuer vor seiner Höhle lodern, das ihn wärmte. Er nahm Aarons Satteldecke, wickelte sich darin ein und schlief hungrig und traurig ein.



Das überfallene Gehöft

Felix schreckte hoch, als er etwas Nasses in seinem Gesicht spürte. Er brauchte eine ganze Weile, bis er sich zurecht fand. Die ganze Umgebung war fremd. Er hatte geträumt, er sei zu Hause in seinem Bett. Als er aufwachte, hatte er Mühe, die Tränen zu unterdrücken, so enttäuscht war er, daß er in dieser Höhle erwacht war und nicht zu Hause.

Wenn ich nur zu Hause Bescheid sagen könnte, dachte er, die machen sich sicher Sorgen um mich.

Aaron scharrte unruhig mit den Hufen. Sie wollte weiter, das merkte Felix. Er beschloß, sich ganz auf den Instinkt seines braven Tieres zu verlassen. Schließlich hatte sie auch diesen schönen Schlafplatz gefunden. Er hatte einen unbeschreiblichen Hunger. Die ganzen Anstrengungen gestern hatten viel Kraft gekostet. Er versuchte, im Wald irgend etwas Eßbares zu finden, aber die Beerenfrüchte waren alle noch nicht reif und mit Wurzeln kannte er sich überhaupt nicht aus.

„Komm, Aaron“, sagte Felix leise und sattelte das Pferd. Aaron war gut erholt, sie hatte sich sattgefressen und trabte los. Lange durchstreiften sie den lichten Birkenwald. Nach einiger Zeit bemerkte Felix, daß der Wald seinen Charakter änderte. Außer Birken wuchsen jetzt die verschiedensten Laubbäume. Der Untergrund wurde auch fester, er war nicht mehr so weich und moorig.

„Jetzt liegt das Moor hinter uns“, sagte Felix zu Aaron. Das laute Sprechen mit dem Tier vertrieb ihm etwas die Einsamkeit.

„So können wir wenigstens nicht mehr versinken.“

Aaron begann die Luft durch die Nüstern einzuziehen, als ob sie

etwas witterte. Felix bemerkte es, aber er selbst konnte nichts Ungewöhnliches feststellen. Doch sein Pferd lief langsamer, fast ängstlich.

„Was ist denn los, Aaron?“ sagte Felix, „wovor hast du Angst?“ Und dann bemerkte er es auch: Es roch nach Rauch.

Felix überlegte: Feuer ohne menschliches Zutun gab es in dieser Gegend sicher nicht. Konnte es sein, daß sie im Kreis geritten und zu der Schlafstelle zurückgekehrt waren? Das war eher unwahrscheinlich, denn der Wald hatte sich zu sehr verändert. Aaron stapfte langsam weiter und Felix bemerkte, wie das Blätterdach lichter wurde. Immer mehr Licht fiel auf den Waldboden und nach einer kurzen Wegstrecke waren sie am Waldrand angekommen.

Felix hielt das Pferd zurück und blickte im Schutz von Büschen und niedrigen Bäumen auf eine Lichtung.

Daher kam also der Rauch! Am gegenüberliegenden Waldrand stand eine kleine Hütte, die ausgebrannt ihre Dachbalken in den Himmel reckte. Eine dünne Rauchsäule stand über den Resten des Hauses. Der Brand mochte einen oder zwei Tage her sein. Felix ritt langsam über die Lichtung auf das Haus zu. Niemand war zu sehen, kein Laut regte sich. Beißend stieg ihm der Rauch in Nase und Augen. Als er abstieg, wollte Aaron weglaufen, so sehr störte sie der Qualm.

„Bleib schön in der Nähe“, sagte Felix, „hier gibt es nichts mehr zu retten.“

Neugierig ging Felix langsam über den Hofplatz. Er sah, daß es ein kleines Gehöft gewesen sein mußte. Es stand auch nicht am Waldrand, wie er zuerst gedacht hatte, es war von vielen Bäumen umgeben, die den Blick verbargen auf die Wiesen und Äcker, die dahinter lagen.

Plötzlich schreckte er zusammen. Er hatte ein Geräusch gehört, das wie ein Stöhnen klang. Felix blieb stehen und versuchte herauszubekommen, woher das Geräusch kam. Hatte nur der Wind

etwas über die Äcker herangezogen? Nein, da war es wieder. Jetzt klang es wie ein leises Wimmern. Felix schaute sich um und bemerkte, daß sich hinter dem Brunnen auf dem Hof etwas bewegte. Langsam und vorsichtig schlich er dorthin und entdeckte einen alten Mann, der in einer großen Blutlache lag.

„Helft mir, junger Reiter“, flüsterte der Mann.

Felix stützte den Alten und sah, daß er aus vielen Wunden blutete.

„Sie haben uns überfallen“, keuchte der Alte. Er bekam zwischen den Worten kaum Luft. Röchelnd versuchte er, Atem zu holen. Felix schwieg. Alles kam ihm vor, wie aus einer anderen Zeit oder in einer anderen Welt. Das Haus ließ noch erkennen, daß es ein Bauernhof gewesen sein mußte. Felix war verwirrt. Der alte Mann versuchte aufzustehen, aber es gelang ihm nicht.

„Wer hat Sie überfallen?“ fragte Felix.

„Drei Ritter aus dem Lande Tunguskan“, sagte der Alte. „Wir konnten uns nicht wehren. Sie kamen in der Nacht und haben uns das Haus über dem Kopf angezündet.“ Er schwieg erschöpft.

„Wer ist wir?“ fragte Felix.

„Enna und ich“, der Alte spuckte Blut und röchelte mehr als er sprach. „So seid Ihr endlich gekommen“, er flüsterte fast. „Wir haben so lange auf Euch gewartet. Nun kann ich beruhigt gehen.“ Er brauchte eine ganze Weile, bis er diese Worte mühsam herausgepreßt hatte. Es bereitete ihm unendliche Mühe, immer wieder unterbrach heftiger Husten seinen Redefluß.

„Ihr müßt uns rächen“, sagte der alte Mann plötzlich mit einer Schärfe in der Stimme, die Felix erschreckte. „Reitet nach Burg Friedrichseck und sagt dem Grafen, was hier geschehen ist.“

„Das will ich tun!“ erwiderte Felix. Er wußte nicht, warum er diese Antwort gab, sie brach aus ihm hervor.

„Wenn nur auch Ritter Essal endlich käme“, der alte Mann sprach nun so leise, daß Felix sein Ohr direkt an den Mund des Alten legen mußte.

„Jetzt brauchen wir die Hilfe der drei Weisen Männer. Reitet zum Lodernden Baum, dort...“ er brach ab. Felix bemerkte, daß er kaum noch Luft bekam, der Atem des Alten ging nur noch stoßweise und auf seiner Stirn erschienen unzählige Schweißtropfen. Der Alte wurde ganz weiß im Gesicht. Er krallte sich an Felix Arm fest, zog sich bis zu seinem Ohr hoch und flüsterte: „Sagt Enna, ihr Vater ist...“

Er brach ab und starrte Felix mit riesigen Augen an. Dann fiel er abrupt noch vorn. Er war tot.

Felix stand auf. In seinem Kopf dröhnte es: Burg Friedrichseck? Diesen Namen hatte er noch nie gehört. Ritter aus dem Lande Tunguskan? Welche drei Weisen Männer? Ein Lodernder Baum? Er wußte nichts mit alledem anzufangen. Der alte Mann hatte ihn auch so eigenartig angesprochen. Mit „Ihr“ und „Euch“, wenn er sich recht entsann. Felix vermutete eine Verwechslung. Ihn hatte er sicher nicht erwartet. Und außerdem, wer war Enna? Und wie sollte er sie überhaupt finden?

Da fiel ihm der Geburtstagsbrief seiner Großmutter wieder ein. Und plötzlich war ihm alles klar: Er war nicht mehr im Zwanzigsten Jahrhundert, er war in einer anderen Zeit. Das Fernrohr war der Grund! Er hatte die ganze Geschichte, die ihm seine Großmutter geschrieben hatte, schließlich für einen gut erdachten Geburtstagsscherz gehalten. Aber jetzt sah er ein, daß seine Großmutter Teil eines Plans gewesen sein mußte, ihn in diese Zeit zurückzuholen.

Nur, wo war er? Und in welcher Zeit war er? Verzweifelt versuchte er, nachzudenken. Die Gedanken schwirrten ihm im Kopfe herum, daß er keinen klaren Entschluß fassen konnte. Der alte Mann lag tot zu seinen Füßen. Felix blickte auf ihn hinunter und besann sich. Er kannte den Plan nicht, der ihn hierher geführt hatte, aber eines wurde ihm immer klarer: Er mußte jetzt sehr viel Mut zeigen, wenn er aus diesem Abenteuer mit heiler Haut herauskommen wollte.

So faßte er den Entschluß, den alten Mann zu rächen, wie dieser ihn gebeten hatte.

Ja, er wollte ihn rächen. Er wollte wirklich zur Burg Friedrichseck reiten und dort das Geschehene berichten. Felix sah an sich hinunter und betrachtete sein zerrissenes T-Shirt und die schmutzige Jeans.

Wenn ich in einer anderen Zeit bin, dachte er, brauche ich auch andere Kleidung. Er beschloß, das abgebrannte Haus zu durchsuchen, vielleicht war ja hier und da noch etwas unversehrt.

Du mußt dich zusammenreißen, dachte er, als er ängstlich in das verbrannte Haus ging. Die Tür war nur halb erhalten und quietschte leise in den Angeln, als er sie vorsichtig öffnete und ins Innere spähte. Er hörte etwas rascheln und bekam Herzklopfen, so laut, daß er dachte, man könnte es überall hören. Das Rascheln wurde heftiger und als er die Tür noch einmal öffnete, huschten zwei Ratten über seine Füße ins Freie. Felix holte tief Luft und stieß die Tür auf.

„Ist da jemand?“ rief er ins Haus. Seine Stimme sollte entschlossen klingen, aber es klang ziemlich ängstlich, fand er. „Wenn da jemand ist, soll er rauskommen!“ Nichts regte sich. Felix ging Schritt für Schritt in das Haus und durchstöberte alle Räume. Alles war leer, niemand war mehr dort. Die Möbel waren entweder verbrannt oder aufgebrochen und ausgeplündert. In einer Truhe fand er, was er suchte. Beinkleider, wie er sie von alten Bildern kannte, einen einfachen Umhang und eine Kapuze. Er wußte noch, daß man sie Gugel nannte. Selbst ein paar weiße Stiefel fand er in einer Ecke. Alles stank nach Rauch, aber Felix streifte die Kleidung über.

Schade, daß ich mich nicht in einem Spiegel anschauen kann, dachte er. Ob es überhaupt schon Spiegel gibt?

Zwei Dinge, die ihm wichtig erschienen, suchte Felix noch auf dem Hof. Aaron brauchte anderes Zaumzeug und einen anderen Sattel und er brauchte dringend etwas zu essen. Sein Magen

meldete sich mit Knurren, er hatte nun schon eine Ewigkeit nichts mehr gegessen.

Nach langem Suchen fand er eine alte Trense aus Leder und einen schlechten Sattel, der Aaron in der Größe paßte, aber zum Reiten unbequem war. Er konnte sich kaum entschließen, seinen schönen Sattel hier zu lassen, aber schließlich rang er sich doch dazu durch. Nur von seinen Satteltaschen konnte er sich nicht trennen. Reich waren diese Bauern sicher nicht gewesen, das konnte nicht der Grund des Überfalls gewesen sein. Hier gab es außer ein paar Säcken Getreide nichts zu erbeuten.

Felix sah den glimmenden Überresten an, daß es eine Bauernkate gewesen sein mußte, mit Stroh auf dem Dach und ohne Schornstein. Alles war klein, zwischen den Fachwerkresten sah man noch das Weidengeflecht, auf dem eine Mischung aus Lehm und Kuhdung verschmiert worden war.

Felix spähte durch eine Mauerritze, als er draußen ein Geräusch hörte. Irgend etwas lief draußen herum. Felix sah durch die Ritze nur einen winzigen Ausschnitt des Hofes. Er überlegte fieberhaft, was er tun sollte, falls die Mörder des Alten wieder auftauchten. Sein Pferd erlöste ihn von seiner Angst. Aaron war es, die sich auf die Suche nach ihrem Herrn gemacht hatte.

„Aaron, du hast mich aber erschreckt“, rief Felix laut und sein Pferd hob den Kopf. „Du meinst wohl, wir sollen weiter? Ich glaube, du hast recht. Ich will so schnell wie möglich weg von hier. Aber erst muß ich noch etwas zu essen finden.“

Er durchstöberte das Haus noch einmal und fand schließlich die Überreste einer Räucherammer, in der auch tatsächlich noch zwei Schinken hingen.

Als er einen abnehmen wollte, bemerkte er, daß er keinerlei Messer oder irgendein anderes Schneidwerkzeug hatte. Er trat vor das Haus und ging zu dem Toten. Seine Vermutung bestätigte sich. Direkt neben dem alten Mann lag ein großes Messer,

eine Art Dolch, mit dem er sich wohl zu verteidigen versucht hatte.

Felix wischte das Blut von der Klinge, schnitt mit dem Dolch ein Stück Schinken ab und begann davon zu essen.

Den nehme ich am besten mit, dachte er. Wer weiß, wann ich wieder etwas zu essen finde. Den Dolch steckte er in den Gürtel. Als er satt war, rief er leise nach Aaron. Sie kam gleich angetrabt, Felix sattelte sie mit dem alten Sattel und stieg auf. Er ließ Aaron einen Weg finden. Er vertraute ihr völlig.

Sie ritten immer am Waldrand entlang. Ein schmaler Weg schlängelte sich zwischen den Äckern und dem Wald in Richtung Süden. Er war stolz, die Himmelsrichtung erkannt zu haben. Jetzt war ungefähr Mittagszeit, die Sonne stand ganz oben am Firmament und es war angenehm warm.

Aber die Ereignisse des heutigen Tages hatten Felix so aufgewühlt, daß er das schöne Wetter gar nicht genießen konnte. Er ließ sich alles noch einmal durch den Kopf gehen. Er sollte also nach Burg Friedrichseck reiten und zu drei Weisen Männern an einem Lodernden Baum. Aber wo war das alles? Er wußte überhaupt nicht, wo er war und er konnte ja auch niemanden fragen. Wenigstens verstehe ich die Sprache, dachte er.

Sein Vater fiel ihm ein, der war ja der eigentliche Grund dieses Abenteuers. Ihm wollte er zu Hilfe kommen, er hatte das fast schon vergessen. Er war nur mit sich selbst beschäftigt gewesen.

Von Ritter Essal hatte der alte Mann gesprochen. Er hatte diesen eigenartigen Namen noch nie gehört. Unvermittelt änderte Aaron die Laufrichtung und bog nach rechts in den Wald ein. Felix merkte schnell den Grund. Sie hatte großen Durst, und als er den stillen Waldsee sah, freute er sich, auch ein paar Schlucke trinken zu können. Der Schinken lag ihm schwer im Magen. Er hatte lange vorher nichts gegessen, und dann auf nüchternen Magen gleich soviel davon.

Am See stieg er ab, ließ sein Pferd saufen und sah nachdenklich über die glatte Wasseroberfläche des kleinen Waldsees. Er hatte Lust, den See zu durchschwimmen, irgend etwas hielt ihn aber davon ab. Es war wohl die Angst, dabei dann völlig wehrlos zu sein, ging es ihm durch den Kopf. Diese drei Ritter, die den Hof überfallen hatten, könnten ja noch in der Nähe sein. Er mußte deshalb besonders wachsam sein. Felix beschloß, heute abend kein Feuer zu machen. Die Streichhölzer hatte er als einziges von seinen Mitbringseln aus der modernen Zeit behalten. Feuer machen auf die alte Art konnte er nicht und ohne die Möglichkeit, abends an einem wärmenden Feuerchen sitzen zu können, schien ihm seine Situation noch trostloser.

„Komm Aaron“, sagte er, „wir müssen weiter.“ Als er aufsaß, fiel sein Blick noch einmal auf den kleinen Weg. Er erschrak. Es waren ganz deutlich Spuren zu sehen, Spuren, die nicht von ihm stammen konnten. Felix stieg wieder ab und ging den Spuren langsam nach. Sie führten in den Wald hinein und es waren viele. Er besah sie sich genau und konnte drei verschiedene Hufgrößen unterscheiden. Also mußten es drei Pferde gewesen sein. Er beschloß, noch vorsichtiger zu sein und den Spuren nicht zu folgen.

Die Schatten wurden immer länger und Felix dachte daran, sich einen Schlafplatz zu suchen. Er hoffte wieder auf solch glückliche Umstände, wie sie ihn gestern die Höhle hatten finden lassen.

Doch schließlich gab er die Suche auf und ließ sich an einer alten Eiche nieder. Aaron ließ er laufen, sie suchte sich auf der Wiese ihre Abendmahlzeit. Felix saß auf der Satteldecke, den Rücken an den riesigen Baum gelehnt und aß von dem mitgenommenen Schinken.

Genau genommen, bin ich ein Dieb, dachte er. Oder schlimmer noch: ein Plünderer. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Schließlich hatte er das ganze Haus nach brauchbaren Sachen

durchsucht und auch einiges mitgenommen. Er beschloß, die Tat wieder gutzumachen, sollte dies irgendwie möglich sein. Schließlich hatten die Leute schon alles verloren. Felix fand es besonders schäbig, daß er ihnen auch noch die letzten brauchbaren Sachen gestohlen hatte.

Erst als es ihn fröstelte, bemerkte er, daß es dunkel geworden war. Er überlegte, doch ein Feuer zu machen, um sich zu wärmen, aber die Angst vor den drei Rittern aus Tunguskan hielt ihn davon ab.

„Komm Aaron, wir wollen schlafen“, sagte er leise zu seinem Pferd. „Komm ein bißchen näher und wärme mich.“

Aber Aaron reagierte nicht, sie schaute zwar in seine Richtung, aber Felix erschien das Pferd wie verwandelt. Es schaute nicht, es starrte zu ihm hin, und Felix meinte, Aaron blicke durch ihn hindurch. Die Ohren des Pferdes waren nach vorne gestellt, der ganze Körper war gespannt.

„He, Aaron“, rief Felix, „was ist los?“

Aber Aaron rührte sich nicht. Felix wurde es unheimlich. Er drehte sich um und versuchte in den dunklen Wald zu spähen, in den auch Aaron die ganze Zeit gestarrt hatte. Er sah nichts. Aber er begann etwas zu hören. Erst ganz leise, dann etwas deutlicher hörte er, daß sich im Wald etwas bewegte. Das Knacken wurde lauter, es bewegte sich also etwas auf ihn zu! Er lauschte und hatte das Gefühl, daß sich jemand sehr vorsichtig bewegte, so als wollte er nicht gehört werden.

Felix wäre am liebsten weggelaufen, solche Angst bekam er, aber er wußte nicht, wohin. Auf der Wiese bot nichts Schutz und Deckung. Er schaute hilfesuchend zu Aaron, aber sie war ihm keine Hilfe: Wie gebannt starrte sie in das Gehölz.

Als der weiße Hirsch auf die Wiese trat, fand Felix allmählich seine Fassung wieder. Das Tier hatte sich ganz gemächlich durch den Wald auf die Wiese begeben. Und er hatte solche Angst gehabt!

Der Hirsch sah Felix an und drehte sich wieder um, langsam und majestätisch. Felix fiel ein, daß in früheren Zeiten weiße Hirsche immer Königseigentum waren. Niemand durfte ihnen ein Haar krümmen.

Vielleicht ist er deshalb so ohne Scheu, dachte er.

Der Hirsch ging langsam in den Wald zurück und Felix hatte das Gefühl, die Bäume und Sträucher des Waldes wichen vor dem Tier zurück und bahnten ihm einen Pfad. Wie von unsichtbarer Hand geführt, stand der Junge auf und folgte dem Tier auf seinem Weg in den Wald.



Das Mädchen Enna

Die Vögel verstummten, der Wald versank in geheimnisvolles Schweigen, als der weiße Hirsch in den Wald trat. Felix folgte ihm, er war sicher, daß dies Tier über Zauberkräfte verfügen mußte. Der Junge überlegte nicht, wohin ihn der Weg führen würde und er achtete auch nicht darauf, ob seine Norwegerstute Aaron ihm folgte.

Urpötzlich aber war der Hirsch nicht mehr zu sehen, der Zauber verschwunden. Felix drehte sich suchend um und stieß fast mit Aaron zusammen, die ihrem Herrn hinterher getrottet war.

„Und jetzt?“ wandte sich Felix an Aaron. „Ich glaube, jetzt haben wir uns verirrt.“

Er beschloß, zurückzugehen, aber das war schwieriger, als er gedacht hatte. Der Weg war verschwunden und sie standen im Dickicht. „Der Sattel liegt noch an der Eiche!“ bemerkte Felix mit Schrecken. „Und die Satteldecke auch! Aaron, wir müssen den Baum wiederfinden!“

Aaron spitzte die Ohren, Felix freute sich, weil er den Eindruck hatte, sie hätte ihn verstanden. Aber das Pferd horchte nur nach anderen Geräuschen. Stimmen! „Pssst“, flüsterte Felix zu Aaron. Er beschloß, diesmal mutiger zu sein und sich im Schutz der Dunkelheit anzuschleichen.

Zwischen den Bäumen glaubte er, einen Feuerschein zu erkennen. Ganz vorsichtig schlich er in die Richtung, er versuchte keinen Zweig zu berühren. Der Waldboden war hier mit einer meterdicken Schicht aus Nadeln bedeckt. So kam er fast geräuschlos voran. Aaron hatte er angebunden. Inbrünstig hoffte er, daß

sie nicht zu wiehern begann, sobald er verschwunden war. Er kam dem Feuer näher, das jetzt schon zu erkennen war. Ein großer Reisighaufen brannte lichterloh. Felix schlich sich auf dem Bauch an ein Gebüsch heran und versuchte durch die Zweige zu spähen. Was er sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.

Es waren die drei Ritter, von denen der Alte berichtet hatte. Und Felix war sofort klar, daß es die drei Ritter waren, die er im Fernglas auf der Hohen Wiese hinterm Hof gesehen hatte, als sie seinen Vater verfolgten. Sein Herzschlag raste.

Noch etwas fesselte seinen Blick: Sie hatten eine Gefangene. Ein Mädchen, vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alt, saß an einem Baum mit auf dem Rücken gefesselten Händen. Der Zustand der Ritter beruhigte Felix etwas: Sie waren sturzbe-trunken. Ihren ruchlosen Überfall und den Mord an dem alten Mann feierten sie offenbar wie einen großen Sieg. Felix war schlagartig klar, daß er das Mädchen aus den Händen der Ritter befreien mußte, und daß ihm das wahrscheinlich nur in dieser Nacht gelingen könnte. Er mußte jetzt nur Geduld haben, bis die drei Ritter irgendwann eingeschlafen waren. Langsam zog sich Felix zurück. Es gelang ihm diesmal nicht, wieder so leise zu sein wie beim Anschleichen. Mit seinem Fuß streifte er einen Ast, der laut knackend zerbrach. Die Ritter hörten mit einem Schlag auf zu grölen.

„Was war das?“ rief der größte von ihnen und sprang auf. Die beiden anderen erhoben sich schwerfällig. Felix sah, wie beide schwankten. „Geh zu den Pferden und sieh nach, ob alles in Ordnung ist“, sagte der Große, der noch am nüchternsten zu sein schien, zu einem seiner Spießgesellen. Der Angesprochene lief los, genau auf das Gebüsch zu, unter dem Felix verborgen lag. Felix überlegte fieberhaft, wie er sich nun verhalten sollte, als der Ritter unvermittelt anhielt.

Drei Schritte vor Felix blieb er stehen.

„Wo rennst du denn hin? Die Pferde stehen doch da hinten“, rie-

fen die beiden anderen und zeigten in eine andere Richtung. Felix hätte am liebsten tief durchgeatmet, aber er verkniff sich jede Bewegung.

„Die Pferde sind ganz ruhig“, meldete der Ritter.

„Warst du das?“ herrschten sie daraufhin das Mädchen an. „Sei bloß ruhig. Sonst kommst du auch noch an die Reihe. Früher, als dir lieb ist.“

Sie setzten sich wieder, aber Felix hatte die Befürchtung, daß sie nun hellwach geworden waren. Er konnte sich nicht entschließen, seinen Platz zu verlassen. Er wagte nicht einmal, seine unbequeme Haltung zu verändern. Die Angst, die Ritter noch einmal zu erschrecken, saß ihm tief in den Knochen. So lag er eine ganze Weile, ohne auch nur einen Zeh zu bewegen. Die Zeit verging unendlich langsam. Er konnte das Mädchen durch das Gebüsch genau beobachten, sie saß ihm direkt gegenüber. Er sah ihre dicken, blonden Zöpfe. Sie starrte mit unbeweglichem Gesicht in das Feuer. Felix sah die Angst in ihren Augen.

Wenn ich mich nur irgendwie bemerkbar machen könnte, dachte er. Aber alle Möglichkeiten, die ihm durch den Kopf gingen, verwarf er sogleich wieder, sie waren alle viel zu gefährlich. Felix befürchtete, daß sie mit einer überraschten Reaktion ihre eigene Rettung zunichte machen könnte, wenn er plötzlich hinter ihr auftauchen würde. Aber er war sich klar, daß er dieses Risiko eingehen mußte.

Die Ritter hatten keinen Verdacht mehr, sie grölten wieder ihre alten Sauflieder und prahlten gegenseitig von ihren Heldentaten. Sie wurden immer lauter, und Felix beschloß, rückwärts aus dem Gebüsch zu robben. Ganz langsam, Zentimeter für Zentimeter, bewegte er sich aus der Gefahrenzone heraus. Und er hatte unbeschreibliches Glück. Kaum war er aus dem Gebüsch verschwunden, als einer der Ritter aufstand und genau auf den Platz, wo er gelegen hatte, seine Notdurft verrichtete. Dem Jungen stockte der Atem, als er das aus sicherer Entfernung beobachtete.

Felix wußte jetzt ungefähr, wo die Pferde der Ritter waren. Er durfte keinesfalls an ihnen vorbeikommen, wenn er zu dem Mädchen schlich. Sie hätten ihn verraten können, vielleicht hätten sie gewiehert oder mit den Hufen gestampft. Seine Augen hatten sich längst an die Dunkelheit im Wald gewöhnt und nach einiger Zeit konnte er sogar die Pferde der Ritter erspähen, die friedlich unter einem Baum standen. Jetzt wußte er, wohin er sich nicht wenden durfte. Er machte sich auf den Weg, langsam, Schritt für Schritt und in sicherer Entfernung vom Feuer. Er kam schneller voran, als er gehofft hatte. Wenn ihm jetzt ein Zweig unter den Füßen zerbrach, war das nicht so schlimm, die Ritter saßen an ihrem prasselnden Feuer und konnten es nicht hören. Als er hinterrücks den Baum erreichte, an dem das gefesselte Mädchen saß, waren die Ritter viel ruhiger geworden, schweigend starrten sie in das kleiner werdende Feuer.

„Laßt uns schlafen“, sagte der Große, der offensichtlich ihr Anführer war.

„Ich denke, wir brauchen keine Wache“, bemerkte der, der nach den Pferden gesehen hatte.

„Faulpelz“, wurde er angeherrscht. „Du willst wohl die ganze Nacht durchschlafen? Und wenn die Kleine zu fliehen versucht? Merk Dir eins: Wir brauchen keine Wache, weil Gefahr von außen droht! Aber vielleicht von innen! Damit du Zeit hast, darüber nachzudenken, übernimmst du die erste Wache. Weck mich in drei Stunden.“

Der Große nahm seine Satteldecke, wickelte sich darin ein und legte sich ans Feuer, neben den dritten Ritter, der völlig betrunken auf dem blanken Waldboden lag. Felix sah den Zorn im Gesicht des Wachenden. So hatte der sich den Abend sicher nicht vorgestellt. Er saß am Feuer und stocherte mit einem langen Stock in der Glut. Er kämpfte mit der Müdigkeit, die ihn immer wieder übermannte. Sein Kopf fiel mehrfach nach vorn und davon schreckte er dann immer wieder hoch.

Schließlich stand er auf und lief auf dem Lagerplatz umher. Als er seine Kreise immer weiter zog, schlich sich Felix vorsichtig hinter den Baum, an dem das Mädchen lehnte. Er konnte nicht erkennen, ob sie wach war oder ebenfalls schlief. Scharf beobachtete er den im Kreis laufenden Ritter. Der hielt plötzlich an, so als sei ihm etwas eingefallen, und ging dann in Richtung der Pferde. Als er dem Mädchen den Rücken zuwandte, beschloß Felix, zu handeln. Er zog den Dolch des Alten aus dem Gürtel, griff blitzschnell um den Baum herum, zerschnitt dem Mädchen die Handfesseln und verschwand wieder.

Hoffentlich verrät sie uns jetzt nicht, dachte er. Das Mädchen regte sich nicht. Entweder schlief sie schon, oder sie war unglaublich kaltblütig.

Der Ritter kam laut polternd von den Pferden zurück und ging genau auf das Mädchen zu. Sollte er etwas bemerkt haben? fuhr es Felix durch den Kopf.

„Na Kleine, ist doch schön bei uns“, der Ritter nahm das Kinn des Mädchens grob in die Hand und hob ihren Kopf. Dabei stand er drohend über sie gebeugt. Das Mädchen gab keine Antwort.

„Sprich, wenn ich mit dir rede“, brüllte er sie an. Er schrie so laut, daß der Anführer aufwachte.

„He, was ist los?“ wollte der wissen.

„Ach, nichts.“

Er ließ das Mädchen los und setzte sich wieder ans Feuer.

Felix wußte jetzt, daß das Mädchen wach war. Er war ratlos. Der wachende Ritter saß neben dem Feuer und machte keine Anstalten, einzuschlafen, so wie er sich das erhofft hatte. Felix stand unbeweglich hinter dem Baum, das Mädchen saß genauso unbeweglich davor. Und beide wußten, daß sie beim ersten Anzeichen, daß der Ritter eingeschlafen war, weglaufen mußten.

Endlich, Felix kam es wie eine Ewigkeit vor, fiel der Kopf des Mannes nach vorn. Felix sah, wie sich die Muskeln des Mädchens spannten. Aber der Ritter schreckte hoch und das Mädchen

sackte in sich zusammen. Zweimal noch erwachte der Ritter wieder aus kurzem Schlaf. Schließlich schien er tief zu schlafen. Das Mädchen sprang auf und lief hinter den Baum, wo sie Felix fast in die Arme lief. Sie blickten sich kurz an, Felix sah den erstaunten Ausdruck in ihren Augen. Beide sprachen kein Wort. Felix lief voraus. Schnell kamen sie nicht voran, sie durften keine Geräusche machen. Immer wieder blieben sie stehen und horchten, ob sich am Feuer irgend etwas regte. Endlich erreichten sie Aaron, die nicht wieherte, obgleich sie Felix erkannte.

„Kluges Pferd“, flüsterte Felix und tätschelte ihr den Hals. Das Mädchen lief einfach weiter, Felix hatte Mühe, ihr zu folgen. Offensichtlich kannte sie sich in diesem Wald gut aus. Sie fand den kürzesten Weg heraus. Nur ein paar Meter von der Stelle entfernt, wo der weiße Hirsch Felix in den Wald gelockt hatte, traten sie auf die Wiese. Felix erkannte in der Dunkelheit seinen alten Lagerplatz. Er nahm die Satteldecke und den Sattel und legte Aaron beides auf.

Leise fragte er das Mädchen: „Wie heißt du?“

„Enna.“

„Ich heiße Felix.“

Das Mädchen schwieg. Felix merkte, daß sie ratlos und ängstlich war. Er wußte, daß er seine eigene Angst und Ratlosigkeit nicht zeigen durfte, sonst würde alles nur noch schwieriger werden.

„Kommst du von dem Bauernhof, der...“ Das Mädchen nickte stumm.

„War der alte Mann dein Vater?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Dein Großvater?“ Sie nickte.

Nach einer Weile fragte sie: „Ist er... tot?“

„Ja“, sagte Felix.

Enna wandte sich ab. Felix sah, wie sie die Hände vors Gesicht schlug und zu weinen begann. Er ließ sie mit ihrem Kummer allein. Als er Aaron fertig gesattelt hatte, sagte er: „Steig auf.“

Sie setzte sich hinter ihm auf das Pferd und langsam trottete Aaron mit der zweifachen Last los.

„Wohin wollen wir?“ fragte Felix. „Ich kenne mich hier viel zu wenig aus.“

„Nach Hause“, schluchzte das Mädchen. „Wir müssen Großvater begraben.“ Nur langsam faßte sie sich wieder.

Felix schauderte. Enna zeigte ihm den Weg und als die Nacht am dunkelsten war, erreichten sie den abgebrannten Hof. An Schlafen war gar nicht zu denken, obwohl Felix so müde war, daß er sich am liebsten unter dem nächsten Baum in seine Satteldecke gerollt hätte und eingeschlafen wäre.

„Ich hole eine Schaufel“, sagte Enna und lief in einen unversehrt gebliebenen Holzschuppen. Felix erkannte eine Holzschaufel, deren Schneide mit Eisen beschlagen war. Sie arbeiteten mehrere Stunden und wechselten sich von Zeit zu Zeit ab. Anfangs hatte Felix das nicht gewollt. Zu sehr fürchtete er, sich eine Blöße zu geben, aber Enna sah, wie müde er war, und nahm ihm die Schaufel einfach aus der Hand.

Als der Tag dämmerte, hatten sie ihre schwere Arbeit vollbracht. Enna stellte sich vor das Grab ihres Großvaters und betete laut für das Seelenheil des alten Mannes. Felix konnte seine Augen kaum mehr offenhalten, aber er sah auf der angrenzenden Wiese eine Bewegung.

Er packte Ennas Arm und rief: „Da!“ Enna fuhr herum. Aber dann erkannte Felix die Tiere. Es waren die Tiere des Hofes, die bei dem Brand in den nahen Wald geflohen waren und die jetzt langsam zurückkehrten.

„Großvater hatte eine Kuh und sogar ein Pferd“, sagte das Mädchen leise. Sie hatten die ganze Nacht kein Wort gesprochen, zu traurig war ihre Arbeit gewesen.

Sie pfiß leise durch die Zähne. Ein großer Schatten löste sich aus dem leichten Nebel, der über der Wiese lag wie ein zarter Schleier, und bewegte sich langsam auf das Mädchen zu. Sie

streichelte dem Pferd des Großvaters über den Kopf. Das Tier wieherte leise zur Begrüßung.

„Sie heißt Akin.“

Felix hätte gerne mehr über Enna erfahren. Er wagte aber nicht, sie über ihr Leben auszufragen. Warum sie hier offensichtlich allein mit ihrem Großvater gelebt hatte, wo ihre Eltern waren.

Eltern! Da fielen ihm seine eigenen Eltern ein, sein eigenes Zuhause. Er wurde noch stiller, auch Enna redete kein Wort. Beide waren in gedrückter Stimmung, beide aus verschiedenen Gründen.

Enna faßte sich als erste wieder. Sie suchte Zaumzeug für ihr Pferd. Felix war es sehr peinlich, sie mußte ja gesehen haben, daß Aaron den Sattel und das Zaumzeug aus ihrem Stall trug. Aber Enna sagte nichts und ließ sich auch nichts anmerken. Sie fand noch ein altes Zaumzeug und legte es Akin an.

„Wir reiten los“, sagte sie, als sie auf dem sattellosen Pferderücken saß. Sie warfen noch einen Blick auf das verbrannte Haus und das Grab des Alten und Felix bemerkte Tränen auf Ennas Gesicht. Er verstand, daß es für das Mädchen ein Abschied für immer war.

„Oh, mein Gott“, schrie sie plötzlich und zeigte auf den Wald, aus dem sie gekommen waren. Die drei Ritter! Sie sprengten in gestrecktem Galopp über die frisch bestellten Äcker und hielten direkt auf das Haus zu.

„Reitet mir nach, wir müssen ins Moor“, rief sie Felix zu und galoppierte los. Akin war eine alte Stute, aber sie war erstaunlich schnell. Aaron hatte Mühe, ihr zu folgen. Enna war eine ausgezeichnete Reiterin, es machte ihr nicht das geringste aus, ohne Sattel zu reiten. Aber die Pferde der drei Ritter waren ausgeruht und pfeilschnell. Sie hatten keine Mühe, den Abstand zu verkürzen, nachdem Enna und Felix von den Rittern entdeckt worden waren. Felix schlug mit dem Zügel rechts und links auf Aaron ein, schrie: „Lauf, Aaron lauf.“ Aaron lief, als ginge es um

ihr Leben, blindlings hinter Akin und Enna her. Felix sah, wie gut sich Enna im Moor auskannte, sie erkannte den Weg genau, auch wenn er noch so unsichtbar schien. Der Pfad lief nicht gerade, sondern in vielen kleinen Windungen und das war ihr Glück. Aaron verließ sich blind auf Akin. Die Ritter trieben ihre Pferde unbarmherzig an und verkürzten den Abstand trotz des ihnen unbekannten Weges immer mehr.

Die ersten Pfeile flogen in Richtung der Fliehenden, verfehlten aber ihr Ziel, weil der Weg gerade wieder einen Bogen machte. Enna sah sich um und mit vor Angst geweiteten Augen trieb sie ihr Pferd an, noch schneller durch das unwegsame Moor zu galoppieren. Felix vergrub sein Gesicht in Aarons Mähne.

„Links“, schrie Enna gellend, Felix riß sein Pferd herum und der große Ritter verfehlte seinen Umhang nur knapp. Er hatte ihn vom Pferd reißen wollen. Felix sah, wie sich Enna umdrehte, nach hinten sah, ihre Augen aufriß und laut aufschrie. Sie hielt ihr Pferd so abrupt an, daß beide Tiere fast zusammengestoßen wären.

Die Pferde der Ritter waren vom Weg abgekommen und in das bodenlose Moor geraten. Sie versanken mit jedem Schritt tiefer in dem morastigen Untergrund. Schnell waren sie bis über die Hälfte ihrer Beine eingesunken. Die Ritter erkannten die Gefahr zu spät, sie trieben die Tiere immer tiefer ins Moor, auf ein paar kleine Birken zu, die in Reichweite aus dem Sumpf ragten. Aber ihre Hoffnung, der Boden dort könnte wieder fester sein, trog. Jede heftige Bewegung der Pferde ließ sie nur immer schneller im Moor einsinken. Enna und Felix standen in sicherer Entfernung und sahen dem grausamen Schauspiel zu. Die Ritter schrien und bohrten ihre Sporen in die Leiber der aufgeschreckten Tiere, die mit geblähten Nüstern und angstvoll geweiteten Augen um ihr Leben kämpften. Schon reichte das Moor dem ersten Pferd bis zum Bauch, es machte einen letzten verzweifelten Versuch, sich zu befreien.

Hoch versuchte es sich aufzubäumen, seine Vorderläufe waren aber schon zu weit im Moor versunken, es wurde nur noch ein klägliches Aufrichten.

Noch einmal trieb der Reiter das Pferd an. Er wußte: Abspringen würde bedeuten, selbst zu versinken in dieser bodenlosen Tiefe. Sein Pferd nahm alle Kraft zusammen und bäumte sich noch einmal so heftig auf, daß der Reiter herab stürzte. Das Pferd kippte zur Seite und begrub den verzweifelt um sich schlagenden Ritter unter sich. Mit schaurigem Wiehern versank das Pferd und zog den Ritter mit in den Tod.

Der zweite Reiter bekam seine Füße nicht rechtzeitig aus den Steigbügeln. Angetrieben vom Schreien der Reiter und dem Todeswiehern geriet auch sein Pferd in Panik und versank, beschleunigt durch die heftigen Bewegungen, im Moor. Zwar konnte der Ritter sich noch befreien, sein schweres Panzerhemd aber zog ihn erbarmungslos in die Tiefe. Was ihn hatte schützen sollen vor dem Tod, zog ihn jetzt ins Verderben.

Nur der letzte der drei schaffte es, sich rechtzeitig aus dem Sattel zu lösen, er warf Bogen und Streitaxt fort, kletterte auf den Rücken des versinkenden Pferdes und sprang. Er verfehlte das rettende Ufer und fiel mit einem Schrei in den schlammigen Morast. Verzweifelt ruderte er mit den Armen, versuchte, ein paar Binsen, die am Wegrand ins Moor hineinragten, zu fassen und wühlte sich dabei doch immer tiefer in den Untergrund. Endlich, Felix war nahe daran, diesem Todfeind zu Hilfe zu kommen, konnte er ein paar Grasbüschel erreichen, die er mit eiserner Faust umklammert hielt und sie nicht wieder losließ.

Ganz langsam, mit ungeheurer Kraft zog sich der eben noch Todgeweihte aus dem schlammigen Moor. Als er auf den Weg kroch, triefend vor Nässe und dort bewußtlos zusammenbrach, geriet Enna in Panik. Laut schreiend trieb sie ihr Pferd an und galoppierte weiter, als ob noch viele Ritter hinter ihr her wären. Felix hatte große Mühe, ihr zu folgen, manchmal verlor er sie für

einen Moment aus den Augen. Sie schrie aber so laut, daß Felix sie immer wieder fand. Dann war sie plötzlich still. Felix fand das Mädchen auf einem trocknen Fleckchen Erde liegend, völlig erschöpft und aufgelöst. Er legte sich neben sie, umfaßte ihren zitternden Körper mit seinem Arm und versuchte sie zu beruhigen.

Es dauerte lange, bis sich das Mädchen erholt hatte, steif wie ein Stock lag sie in den Armen ihres Retters. Schließlich schliefen beide erschöpft ein.



Der Ritt nach Friedrichseck

Als Felix erwachte, war Enna verschwunden. Er hatte lange und traumlos geschlafen, sah jetzt die Sonne tief am Himmel stehen und fragte sich, ob es Morgen oder Abend war. Verschlafen rieb er sich die Augen und erkannte Aaron auf einer Wiese grasend. Nicht weit entfernt stand Akin und genoß die Sonne. Beruhigt lehnte sich Felix zurück. Enna konnte also nicht weit sein. Sie würde ohne ihr Pferd nicht von hier fortgehen. Er döste vor sich hin, so wie er es zu Hause immer gemacht hatte, wenn seine Mutter ihn weckte. Dieses Gefühl zwischen Traum und Tag war für ihn fast das Schönste an der ganzen Nacht.

Zu Hause! schoß es ihm durch den Kopf. Alles drehte sich in ihm, die Ereignisse der letzten Tage, die Bilder im Fernglas, der Zeitsprung hierher.

Was machten sie wohl nun zu Hause, nachdem er plötzlich nicht mehr da war? Ob sein Vater wohl auch verschwunden war? Seine Mutter wäre dann mit den beiden kleinen Geschwistern ganz allein auf dem großen Hof. Die Eltern bewirtschafteten mehr als hundert Hektar. Jeden Tag mußten morgens und abends vierzig Kühe gemolken werden. Außerdem hatten sie noch Schweine, Hühner und Pferde. Nein, die Pferde waren ja jetzt wohl auch verschwunden. Und auch die Heuernte stand an, in drei oder vier Wochen wollten sie mähen. Wahrscheinlich hatten sie schon eine Vermißanzeige aufgegeben. Hier gab es so etwas wohl nicht.

Trotz der traurigen Gedanken mußte er lachen. Darüber wurde er wacher. Er sah Enna aus dem Wäldchen kommen, an dessen Saum sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Sie hatte den Arm vol-

ler Reisig, das sie Felix vor die Füße warf. Sie war schweigsam. Felix hatte jetzt endlich Zeit, sich das Mädchen näher zu betrachten. Enna war ungefähr einen Kopf kleiner als er, hatte hellblonde Haare, die sie zu zwei dicken Zöpfen geflochten hatte. Ihre Kleidung war ärmlich, grob gewebter braungrauer Stoff bedeckte ihren kräftigen Körper. Es war eine Art Schlupfgewand, das sie trug. Ihre Füße waren nackt. Man sah, daß sie in ihrem Leben selten Schuhe getragen hatte.

„Guten Morgen“, sagte Felix, um das Schweigen zu brechen.

„Es ist fast schon abend“, erwiderte Enna und Felix meinte einen kleinen Vorwurf in der Stimme zu hören. „Wir müssen ein Feuer machen und etwas essen.“

„Feuer? Aber... der Ritter wird uns dann finden!“ Felix bekam Angst bei der Vorstellung, ihm wieder zu begegnen.

„Wer sich im Moor nicht auskennt, ist verloren. Er findet niemals wieder heraus! Da braucht Ihr keine Angst zu haben.“

Felix sprang auf. Das konnte er nicht auf sich sitzen lassen.

„Angst? Ich habe keine Angst!“, sagte er so bestimmt, daß er fast selbst daran glaubte. Außerdem erwachte der Beschützer in ihm, obwohl ihm klar war, daß er es war, der momentan auf Gedeih und Verderb auf das Mädchen angewiesen war.

„Ihr macht das Feuer an und ich suche uns etwas zu essen“, sagte Enna sehr bestimmt und verschwand.

Felix blieb ratlos zurück. Er hatte noch nie ohne Hilfsmittel wie Streichhölzer oder Feuerzeug ein Feuer anbekommen. Und wenn Enna sah, wie er sich abmühte, ohne Erfolg, mußte er sicher eine Erklärung geben, warum er nicht in der Lage war, ein läppisches Feuerchen zu machen. Er sprang auf und wollte in den Taschen seiner Hose suchen, bis ihm einfiel, daß er mittelalterliche Beinkleider trug und keine Jeans mit fünf Taschen, in denen man eigentlich immer das Passende fand. Vor allen Dingen, wenn man ein fünfzehnjähriger Junge war, der so gut wie alles gebrauchen konnte. Er überlegte fieberhaft, bis ihm die rettende Idee kam:

Hatte er nicht ein Päckchen Streichhölzer als Notreserve in die kleine Satteltasche gesteckt? Er stürzte zum Sattel und fand tatsächlich die letzten Streichhölzer. Schnell war er an der nächsten Birke, hatte etwas Rinde abgelöst und kurze Zeit später flackerte ein kleines Feuer unter dem Reisighaufen. Zufrieden lehnte er sich zurück. Er war so stolz, als hätte er das Feuer mit seinem bloßen Atem entfacht.

Wenn nur alles so gut ginge, dachte er und betrachtete die Streichholzschachtel. Er hörte Enna durch den Wald kommen und schaute noch immer auf die Streichhölzer in seiner Hand, bis ihm endlich einfiel, die Schachtel sehr sorgfältig wieder in der Satteltasche zu vergraben.

Enna brachte ein Kaninchen, das sie erlegt hatte. Felix fragte sich, wie sie das in dieser kurzen Zeit wohl fertiggebracht hatte. Eine verrückte Idee kam ihm: Wenn Enna nun das gleiche Schicksal erlitten hatte wie er? Und ebenso versuchte, den Schein zu wahren? Vielleicht hatte sie auch irgend etwas aus dem Zwanzigsten Jahrhundert mit herüber gerettet, etwas, womit man in Windeseile ein Kaninchen erlegen konnte. Vielleicht eine kleine, handliche Pistole?

Aber Felix verwarf den Gedanken wieder.

Erstens hatte er keinen Schuß gehört und außerdem wohnte das Mädchen auf dem verbrannten Gehöft. Nun waren sie beide heimatlos. Sie, weil alles verbrannt war und er, weil er alle Brücken hinter sich hatte abbrechen müssen.

Sie brieten das Kaninchen über dem Feuer. Zischend spritzte Fett in die Flammen. Felix zog den Dolch, den er neben dem Alten gefunden und mit dem er Enna befreit hatte, aus dem Gürtel. Erst jetzt bemerkte Enna die Waffe und machte große Augen, sagte aber nichts. Felix fühlte sich als Plünderer und hätte den Dolch am liebsten in hohem Bogen in den Wald geworfen.

Das Kaninchen schmeckte hervorragend, aber Felix blieben fast die Bissen im Halse stecken, so schämte er sich vor dem Mäd-

chen. Enna hatte noch unverbrannte Dinge aus der Küche zusammengesucht. Sogar etwas Salz gab es zu ihrem Essen, das ein Festschmaus hätte sein können.

Felix überlegte während der schweigsamen Mahlzeit, wie er Enna eine Erklärung geben könnte, dafür, daß er praktisch zum Dieb geworden war. Aber Enna kam ihm zuvor und brach das Schweigen.

„Woher kommt Ihr?“ fragte sie. Felix hatte schon lange auf diese Frage gewartet und sich auch schon eine Antwort zurechtgelegt.

„Aus einem anderen Land“ erwiderte er.

„Und wohin wollt Ihr?“

„Zuerst nach Burg Friedrichseck. Dein Großvater bat mich...“ Enna unterbrach ihn.

„Lebte er noch, als Ihr dort wart?“

„Ja, er sagte, ich solle nach Burg Friedrichseck reiten und dort von dem Überfall auf euch berichten.“

„Und sagte er noch etwas?“ Das Mädchen bestürmte ihn förmlich.

„Er sprach von einem Ritter, der endlich kommen solle. Und von drei weisen Männern.“

„Von drei Männern weiß ich nichts. Aber der Ritter, das ist Ritter Essal. Ritter Essal von Eschehorne.“

Felix war fassungslos. Er meinte, sich verhöhnt zu haben.

„Sagtest du: Eschehorne?“ fragte er nach, um sich zu vergewissern.

„Ja. Ritter Essal von Eschehorne. Er fehlt so sehr in diesem Land, meinte mein Großvater immer. Ich verstehe nichts davon, aber alle wünschen sich, daß er endlich zurückkommen möge...“

Was ist los? Ist Euch nicht gut? Ihr seid plötzlich so blaß?“ Enna beugte sich besorgt zu Felix. Dem schwirrten die Gedanken nur so durch den Kopf, daß er das Gefühl hatte, ganz schwindlig zu werden... Eschehorne... der Ort, in dem er aufgewachsen war, hieß ganz ähnlich: Eschhorn... Und er wußte, daß es eine mit-

telalterliche Ansiedlung gewesen war. Früher, als die Menschen mehr Land brauchten, wurde vieles urbar gemacht. Eschehorne... der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Lag in diesem Namen der Schlüssel zu seiner geheimnisvollen Reise?

„Nichts ist“, erwiderte er schroff auf Ennas Frage. Es tat ihm aber gleich wieder leid, er wollte Enna nicht verletzen. Er versuchte, wieder einen freundlichen Ton zu treffen und fragte: „Wo liegt denn Burg Friedrichseck? Und wer ist dort Burgherr?“

„Ich war selbst öfter dort“, Enna war erleichtert, daß sie etwas erzählen konnte. „Mein Großvater mußte seinen Zehnten immer dort abliefern, da durfte ich manchmal mit. Es sind ungefähr zwei Tagereisen von hier. Die Burg liegt auf einer Klippe direkt am Meer. Ich habe entfernte Verwandte dort. Vielleicht könnte ich... Wenn Ihr mich mitnehmt?“

„Du mußt mich dorthin führen. Ich kenne mich hier doch viel zu wenig aus.“ Felix verbarg seine Freude darüber, daß sie den Weg kannte, nicht. „Vielleicht kannst du dann ja dort bleiben. Jetzt sollten wir uns schlafen legen. Aber vorher möchte ich noch...“ Verlegen machte er eine Pause und sah Enna an.

„Der Dolch deines Großvaters... Ich habe ihn nicht stehlen wollen. Ich hatte kein Messer. Ich benutzte ihn, als ich den Schinken geschnitten habe. Du kannst ihn zurück haben. Ich möchte ihn auf keinen Fall behalten.“

Damit gab er ihr den Dolch und legte sich neben das Feuer.

Es dauerte lange, bis er Schlaf fand. Ihm ging so vieles durch den Kopf. Es störte ihn vor allem, daß das Mädchen ihm mit soviel Respekt begegnete. Gut, er war etwas älter und größer. Aber daß sie ihn, der ihr in den gestohlenen Kleidern aus ihrem eigenen Haus gegenüber saß, mit „Ihr“ und „Euch“ anredete, wurmte ihn. Er sah sicher nicht aus wie ein Edelmann, sondern eher wie ihresgleichen.

Kurz vor dem Einschlafen wiederholte er immer wieder:

„Eschehorne. Ritter Essal von Eschehorne. Was hat das nur zu bedeuten?“

Sie kamen gut voran. Die Pferde waren ausgeruht und die beiden Reiter bedeuteten keine schwere Last, zumal sie kaum Gepäck dabei hatten. Zum Frühstück aßen sie den restlichen Schinken, diesmal waren Felix' Anfeuerungskünste nicht gefragt, und sie tranken Wasser aus einem nahen Bach, in dem es von Forellen nur so wimmelte.

Die Landschaft, die sie durchquerten, hatte sich verändert. Nachdem sie das Moor hinter sich gelassen hatten, ritten sie durch eine liebliche, hügelreiche Landschaft, in der man in der Ferne ab und zu ein Gehöft oder ein kleines Dorf erkennen konnte. Enna wollte auf keinen Fall dort Station machen oder auch nur in die Nähe einer menschlichen Ansiedlung kommen. Sie schien Angst vor Fremden zu haben, und Felix konnte das sehr gut verstehen. Ihm ging es kaum anders.

Das Gehöft des Großvaters hatte auf schwerem Boden gelegen, dicke, feste und schwere Schollen sah man dort zwischen den zarten Getreidepflanzen auf dem Acker. Hier war der Boden eher sandig und stellenweise voller Steine. Mühselig war die Landwirtschaft hier, das konnte man sehen, und die Erträge waren sicher karg. Gerade so, daß sie die Bauern ernährten, die darauf wirtschafteten. Felix bemerkte, daß nur Sommergetreide angebaut wurde. Er sann darüber nach, daß er früher immer bei der Einsaat des Wintergetreides mitgeholfen hatte. Aber was hieß jetzt schon, früher... Früher, das war jetzt in der Zukunft... Und würde er je wieder in die Zukunft zurückkehren?

„Wieso hast du keine Eltern mehr?“ wandte er sich unvermittelt an Enna.

„Mein Vater ist in den Krieg gezogen und nicht wiedergekehrt. Ich war noch ganz klein. Ich kannte ihn nicht. Meine Mutter ist

vor ein paar Jahren gestorben.“ Enna sprach ganz leise. Ihr war wieder bewußt geworden, daß sie jetzt überhaupt niemanden mehr hatte.

Felix kam der letzte Satz des alten Mannes in den Sinn: „Sagt Enna, ihr Vater ist...“ Nachdenklich sah er Enna an. Er beschloß, ihr nichts von den letzten Worten ihres Großvaters zu sagen. Es hätte niemandem genützt und sie nur in Verwirrung gestürzt.

„Was hat dein Großvater denn angebaut?“ Felix versuchte auf ein unverfängliches Thema zu wechseln.

„Was angebaut?“ Enna war sehr verwundert.

„Ich meine, welches Getreide. Und wieviele Kühe hatte er?“

„Er baute Hafer und Rüben an. Manchmal auch Weizen. Wir hatten eine Kuh. Und ein Pferd. Das hat ihm der Graf geschenkt!“ Enna sah man den Stolz auf ihren Großvater an.

„Geschenkt?“ fragte Felix.

„Der Graf hatte sich einmal während einer Jagd verirrt. Dabei ist er vom Pferd gefallen und hatte sich ziemlich verletzt. Mein Großvater fand ihn und trug ihn zu sich nach Hause. Dort pflegte meine Mutter ihn, während mein Großvater bis in die Burg eilte, um dort Bescheid zu geben, daß der Graf lebte. Man hatte schon befürchtet, er wäre von Bären zerrissen. Meine Mutter war damals noch gar nicht verheiratet.“

„Bären?“ Felix war erschrocken. „Gibt's die hier?“ Er biß sich auf die Zunge. Diese Frage war ein Fehler. Natürlich gab es im Mittelalter in ganz Europa Bären. Enna hatte die Nachfrage glücklicherweise überhört.

„Zum Dank hat er ihm den Hof zum Lehen gegeben und sogar noch sein Pferd geschenkt. Großvater hat es gehütet wie seinen Augapfel. Der Graf kam sogar zu uns in die Hütte, wenn er auf der Jagd war. Und das war er sehr oft.“

Am Himmel begannen Gewitterwolken aufzuziehen. Schnell wurde es kühler und die beiden suchten am Fuß einer Anhöhe Schutz. Sie entdeckten eine kleine Höhle, in der sie die Nacht ver-

bringen konnten, ohne naß zu werden. Das Gewitter war heftig und es regnete die ganze Nacht. Am Morgen war die Luft in dem jungen Wald so herrlich, daß Felix tief durchatmete. Nach ihrem kargen Frühstück, Enna hatte einige eßbare Wurzeln ausgegraben, machten sie sich wieder auf den Weg.

„Kommen manchmal Wölfe bis an den Hof?“ fragte Felix und war stolz, seine Unwissenheit durch eine geschickte Frage verdeckt zu haben.

„Meistens nur im Winter. Wir haben dann Fangnetze aufgestellt. Großvater hat sie mit einem Speiß getötet.“

Felix trieb zur Eile an, er wollte nach Burg Friedrichseck und dort vielleicht etwas über den geheimnisvollen Ritter Essal erfahren. Er hatte allerdings den Eindruck, daß Enna immer langsamer wurde, je weiter sie sich der Burg näherten. Er konnte es sich nicht anders erklären, als daß sie Angst vor der Zukunft hatte. Sie wußte ja wirklich nicht, wohin. Und ob sie auf der Burg bleiben durfte, war nur eine vage Hoffnung und hing ganz von der Gnade des Burgherrn ab.

Zur Mittagszeit waren beide so hungrig, daß sie beschlossen, zu rasten und sich eine Mahlzeit zu verschaffen. Felix ließ Enna losgehen und konnte so wieder heimlich seine Streichhölzer einsetzen. Viele blieben ihm allerdings nicht mehr, er mußte zukünftig sehr sparsam damit umgehen. Heute gelang es ihm, mit einem einzigen Zündholz Feuer zu machen.

Als Enna mit einem großen Aal zurück kam, blieb ihm vor Staunen der Mund offen.

„Gut, oder?“ Sie lachte. Es war das erste Mal, daß Felix Enna lachen sah.

„Wie hast du denn den gefangen?“ Felix starrte den Aal an.

„Ich habe einen kleinen Fluß rauschen gehört. Wir sind hier bald am Meer, man kann es schon riechen. Hier sind die Flüsse oft voller Aale. Ich habe einfach so viele Regenwürmer ausgegraben, bis ich eine ganze Handvoll hatte. Zufällig hatte ich noch eine dünne

Hanfsehnur dabei, mit der habe ich alle Würmer zu einem großen Bündel zusammengebunden. Dann muß man nur noch eine überhängende Uferstelle oder einen Baum finden, der ins Wasser ragt. Darunter sitzen oft die dicksten Aale. Wenn man denen so ein Bündel Regenwürmer vor die Nase hält, können sie nicht widerstehen und verbeißen sich darin. Schon hast du ihn. Jetzt lassen wir ihn uns schmecken.“

Felix staunte immer noch. Wieviel mehr sie weiß, als ich, dachte er. Ich kann vielleicht besser rechnen und schreiben, aber sie kann hier überleben. Ich wäre ohne Enna wahrscheinlich schon verhungert.

Während des Essens und auch danach war Enna sehr schweigsam. Felix bemerkte, wie sie ihn immer wieder von der Seite musterte. Wenn er auf ihre Blicke reagieren wollte, schaute sie immer schnell weg. Er fühlte sich unwohl in seiner Haut, es beschlich ihn die Ahnung, Enna könnte mißtrauisch geworden sein. Felix hatte bis jetzt sein Bestes versucht, aber eigentlich mußte sie längst bemerkt haben, wie hilflos er sich im Alltag verhielt.

Ihre Befreiung aus der Hand der Ritter schien schon eine Ewigkeit her zu sein. Das Überleben im Wald wäre für Felix ohne Ennas Begleitung kaum möglich gewesen.

„Wo liegt denn das Land, aus dem Ihr kommt?“ fragte Enna ihn nach dem Essen.

„Im Norden“, erwiderte Felix einsilbig.

„Ich habe noch nie ein solches Pferd gesehen, wie Ihr es reitet. Habt Ihr dort alle diese Art Pferde?“

„Ja.“ Felix wurde immer einsilbiger und vorsichtiger mit seinen Antworten.

„Wann seid Ihr von zu Hause aufgebrochen?“ Enna wollte nun offenbar unbedingt wissen, welche Bewandtnis es mit ihrem Retter hatte.

„Vorgest... eh. Vor ein paar Wochen“, verbesserte Felix schnell.

Enna schwieg. Es war eine gedrückte Stimmung zwischen ihnen. „Ihr seid ein seltsamer Reiter: Zieht ohne eine Waffe durch ein fremdes Land.“ Sie schüttelte den Kopf.

„Habt Ihr ein Geheimnis?“ fragte sie ihn dann leise. „Irgendetwas ist anders bei Euch. Kommt Ihr aus einer Stadt? Ihr stellt Fragen, die sonst keiner stellt, der auf dem Lande wohnt. Mich wundert, daß Ihr Feuer machen könnt.“

Felix wurde rot. Er sagte nichts und starrte ins Feuer. Erst nach einiger Zeit erwiderte er:

„Ja, ich habe ein Geheimnis. Und ich bitte dich, frage mich nie danach. Du würdest es nicht verstehen.“

Enna sah Felix erstaunt an. Dann sagte sie:

„Nehmt den Dolch. Ihr habt sonst keine Waffe. Ich möchte, daß Ihr ihn tragt, als Dank dafür, daß Ihr mich gerettet habt.“ Als der Dolch in Felix Hand lag, sah er zum ersten Male, daß es nicht nur ein einfaches Messer war, sondern eine kunstvoll gestaltete Waffe, auf deren Klinge die Worte „Maria in Gratia“ eingraviert waren.

Felix starrte auf die Gravur. In seinem Kopf tauchten Bilder auf, die erst verschwommen waren und dann immer klarer wurden. Er hatte diese Worte schon einmal gelesen! Langsam nahm die Erinnerung Kontur an: Vorletztes Jahr war er mit seinen Eltern im Urlaub in Portugal gewesen. In einem alten Hafenkastell in Lagos an der Algarve hatten sie vor einer Glasvitrine gestanden, in der mittelalterliche Waffen ausgestellt waren. Und auf einem Schwert war eingraviert: „Maria in Gratia.“ ..

Felix erinnerte sich deutlich, daß er seinen Vater versunken in Gedanken vor der Vitrine hatte stehen lassen. Felix hatte sich längst die Helme und Hellebarden, die Kettenhemden und die alten Stiche angesehen, war auf den Mauern des alten Kastells herumgeklettert, als er schließlich ungeduldig zu seinem Vater zurückgekehrt war.

Wie entrückt hatte sein Vater damals auf das Schwert gestarrt,

das silbern und golden in der Glasvitrine glänzte. „Sieh Dir das Schwert genau an“, hatte er damals mit einer irgendwie seltsamen Stimme zu Felix gesagt...

Verwirrt durch seine Erinnerung stand Felix auf und trampelte das Feuer aus. Schweigend packten die beiden ihre Pferde und ritten weiter in Richtung Burg Friedrichseck.

Als die Sonne sich neigte, sahen sie in der Ferne die Burg hoch auf einem Felsen in den Himmel ragen, so dicht an den Rand gebaut, daß es schien, als drohte sie, jeden Moment ins Meer zu stürzen.

„Wir sind bald da“, rief Enna und Felix merkte, daß sie doch ein wenig erleichtert war. Als sie die Burg erreichten, wechselte sie ein paar Worte mit der Wache, die danach sogleich verschwand. „Ich habe nach dem Koch gerufen“, erklärte sie Felix. „Er ist der Bruder meiner Mutter.“ Der Koch erschien, ein Hüne von einem Mann mit einem breiten und freundlichen Gesicht.

„Enna!“ rief er, halb erschreckt und erfreut. „Was ist passiert? Warum kommst du hierher?“

Enna begannen die Tränen zu fließen. Der Koch sprach ein paar Worte mit der Wache und dann ritten beide über die herabgelassene Zugbrücke in Burg Friedrichseck ein.



Der Burgherr

„Ihr habt sicher Hunger“, sagte der Koch. „In der Küche gibt es etwas zu essen für euch. Ihr könnt mir dort erzählen, weshalb ihr gekommen seid.“

Felix und Enna stiegen ab und banden ihre Pferde im Burghof an. Felix sah, wie ein Stallbursche verwundert Aaron musterte und aufgeregt im Stall verschwand. Der Weg in die Küche der Burg führte durch lange dunkle Gänge, die nur mit wenigen Fackeln erhellt waren. Als der Geruch nach Gebratenem und Gesottenem immer stärker wurde, begann Felix' Magen so laut zu knurren, daß sich Enna, die vor ihm lief, erschrocken umdrehte.

„Das war nur mein Magen“, sagte Felix besänftigend. Enna lächelte unsicher. Sie war erschöpft nach dem langen Ritt.

Das Licht wurde heller, Stimmen und Geklapper von Geschirr drangen immer stärker an ihre Ohren. Als sie um eine Ecke bogen, waren beide wie geblendet von der Helligkeit im Küchengewölbe. An der Decke hing ein riesiger Leuchter mit dicken Kerzen, die ein flackerndes Licht erzeugten, das noch verstärkt wurde durch die vielen offenen Feuer, die in den Kaminen und an den Herdstellen brannten. Felix lief beim Anblick der Speisen das Wasser im Munde zusammen. Ein verstohlener Seitenblick auf Enna zeigte ihm, daß es ihr ebenso ging.

Eine Unzahl von Mägden, Knechten, Köchen und Küchenjungen eilten in der Küche hin und her und bereiteten eine Mahlzeit vor. An einem großen gemauerten Herd wurden Hühner gegrillt und ein Küchenjunge mußte aufpassen, daß sie nicht einseitig verbrannten. Mit großem Ernst drehte er den Metallspieß lang-

sam herum. Das Fett von den Hühnern tropfte ins offene Feuer und verbrannte zischend. Direkt neben Felix und Enna, die immer noch an der Tür standen, buk ein Bäcker Brot, das verführerisch duftete, als er es aus dem Ofen holte. Am anderen Ende der Küche öffnete sich eine Tür und ein Knecht kam schwerbeladen mit einer Schweinehälfte hereingestolpert. Fluchend warf er das Fleisch auf einen riesigen Holztisch, wo es sofort von den Köchen und ihren Helfern zerteilt wurde.

„He, Platz da!“ Eine laute Stimme riß Felix aus seinen Betrachtungen. Ein Knecht rollte ein Faß in die Küche. Mit Ächzen und mit Hilfe einiger anderer wurde das Faß auf ein Gestell bugsiert, angestochen und schon bald floß dunkelroter Wein in große gläserne Karaffen.

„Der Graf hat hohen Besuch heute“, erzählte Ennas Onkel, der Koch, im Vorbeieilen. Er hatte sich sogleich wieder an die Arbeit gemacht.

„Nun erzählt doch mal“, Ennas Onkel war wieder in ihrer Nähe, wo er an einem Tisch Fleisch in Scheiben schnitt, „warum kam der alte Haakon nicht mit? Fühlt er sich nicht wohl?“

Enna schwieg, Felix sah sie wieder weinen.

„Der Alte ist tot,“ sagte er mit leiser Stimme.

Der Koch wurde blaß. Der alte Haakon war sein Vater gewesen. Der riesige Mann legte fassungslos das Messer neben den Braten und beugte sich über den Tisch. Er begann zu weinen wie ein kleines Kind. Die Umstehenden merkten sehr wohl, was mit ihm los war, und plötzlich, war eine gespenstische Ruhe in die vorher so geschäftige Küche eingekehrt. Nach einer Weile erhob sich der Koch.

„Erzählt!“ sagte er knapp.

Enna fand keine Worte und so begann Felix zu berichten, wie er den alten Mann gefunden hatte und wie er in seinen Armen gestorben war. Die Menschen in der Küche kamen näher heran und umstanden ihn schließlich. Alle Arbeiten ruhten. Jeder kannte den

alten Haakon, er war sehr beliebt gewesen. Immer, wenn er auf die Burg gekommen war, hatte er seinen Sohn in der Küche besucht, wo der ihm dann allerlei zugesteckt hatte. Haakon war öfter auf der Burg gewesen als die anderen Bauern. Haakon hatte zwar dem Grafen das Leben gerettet, dennoch konnte sich niemand erklären, warum der Graf ein so besonderes Verhältnis zu ihm hatte. Er wurde oft sofort in die Privatgemächer des Burgherren gerufen, wo sie viele Stunden gemeinsam verbrachten.

Jetzt wurde die Tür zur großen Treppe, die nach oben führte, aufgerissen. Ein festlich gekleideter Diener erschien. Als er sah, daß die Vorbereitungen für den nächsten Gang ruhten, tobte er:

„Ich werde euch Beine machen! Hier faul rumstehen! Los, los, der Graf wünscht den nächsten Gang. Wo ist der Wein?“

Er stellte die gefüllten Karaffen auf ein Tablett und verschwand durch die Tür. Zögernd gingen die Menschen wieder an die Arbeit.

Ennas Onkel, der Koch, verschwand in einer dunklen Ecke, wo er sich auf eine Steinbank niederließ. Enna war ihm gefolgt, Felix konnte nicht hören, was die beiden besprachen, er fühlte aber, daß es ihn betraf. Ab und zu schauten beide gleichzeitig in seine Richtung.

Felix verließ die Küche und schlich sich auf den Burghof, wo er begann, Aaron abzusatteln und zu tränken. Als er Akin tränkte, kam Enna und half ihm. Sie wollten gerade beide Pferde in den Stall bringen, als hinter ihnen eine tiefe Stimme dröhnte:

„Da ist ja meine liebe Akin. Wo du bist, kann Haakon nicht weit sein. Ich habe ihn noch gar nicht erwartet. Wo steckt er denn? Und Enna ist auch hier! Bringt ihr gute oder schlechte Nachrichten?“ Der Mann wandte sich fragend an Felix, den er für einen Stallburschen zu halten schien.

Felix überlegte kurz, sah fragend zu Enna. Als er in ihren Augen keine Antwort lesen konnte, sagte er:

„Haakon ist tot.“

Der Mann, der ganz offensichtlich der Burgherr war, schwieg betroffen. Er schwieg lange.

„Wer seid Ihr?“, fragte er dann mit fordernder Stimme.

„Felix ist mein Name, Herr“, er faßte sich ein Herz und fuhr fort:

„Ich habe Enna hierher begleitet und bitte um ein Nachtlager.“

„Das sei Euch gewährt.“ Der Mann wandte sich um: „He, Stallbursche versorge die Pferde. Und paß besonders auf Akin auf. Folgt mir.“ Nach ein paar Schritten bemerkte der Burgherr, daß Enna ihnen nicht folgte. „Du auch“, sagte er.

Felix sah auf dem Weg durch die Burg verstohlen zum Burgherrn und dann zu Enna. Immer wieder mußte er hinschauen, denn selten hatte er zwischen zwei Menschen, die nicht miteinander verwandt waren, eine so auffallende Ähnlichkeit gesehen. Sie durchquerten die ganze Burg. Aus dem großen Saal hörte man lautes Gelächter und Musik. Die Burg war so groß, daß man nach einiger Zeit und nach vielen Treppen und Sälen, durch die sie hindurch gegangen waren, keinen Laut mehr hörte.

In den Privatgemächern angekommen, bot der Burgherr den beiden einen Stuhl an, während er selbst sich in einen bequemen Sessel, der mit Fellen ausgelegt war, fallen ließ. Enna war zu schüchtern, sich in Anwesenheit des Grafen zu setzen und blieb ehrfurchtsvoll stehen. Felix setzte sich auf die Stuhlkante. Ihm war unwohl in seiner Haut.

Der Graf sah Felix schweigend an und musterte ihn lange. Felix meinte förmlich zu spüren, wie sich im Kopf des Grafen Zweifel und Fragen, die alle nur ihn betrafen, miteinander mischten. Er sah abgerissen aus, in den ärmlichen Kleidern, die ihm nicht einmal richtig paßten. Er war auch nicht sicher, ob er die Kleidungsstücke überhaupt in der richtigen Weise angezogen hatte.

„Wer seid Ihr?“ Die Frage des Burgherren kam forschend und voller Mißtrauen. Sein Blick blieb am Dolch hängen, den Felix in den Gürtel gesteckt hatte.

Felix wußte nicht, was er antworten sollte. Am liebsten wäre er mit der Wahrheit herausgeplatzt. Stattdessen begann er zu erzählen:

„Felix ist mein Name. Ich ritt bei Haakons Gehöft durch den Wald, als ich Rauch roch...“

Der Burgherr hörte ihm zu und unterbrach ihn nicht. Felix erzählte die ganze Geschichte. Als er berichtete, wie Haakon gestorben war, sagte der Graf:

„Erzählt genau, was Haakon gesagt hat. Genau, jedes Wort. Ich will jedes Wort wissen.“ Dabei beugte er sich vor, damit er auch keine Silbe verpasse von dem, was Felix zu berichten hatte.

„Das habt Ihr gut gemacht, junger Reiter“, sagte der Burgherr, nachdem Felix seinen Bericht beendet hatte. „Das war mutig und ritterlich.“ Er wandte sich um: „Enna, du kannst bei uns auf der Burg bleiben. Du arbeitest in der Küche. Dein Onkel und seine Frau sollen dich aufnehmen.“ Er machte ihr ein Zeichen. Sie verbeugte sich und dankte mit leiser Stimme. Der Graf drehte sich um und klatschte in die Hände. Sogleich öffnete sich eine Tür und ein Diener trat ein.

„Begleite sie in die Küche!“

Als der Graf mit Felix allein war, ließ er sich ein ums andere Mal die Worte wiederholen, die der Alte kurz vor seinem Tode gesprochen hatte. Immer erregter wurde der Graf, bis er schließlich aufsprang und rief:

„So seid Ihr es. Es gibt keinen Zweifel mehr. Es wurde geweisagt, daß in einem Moment großer Gefahr für unser Land ein fremder Reiter aus einem fernen Land und einer fernen Zeit kommen werde. Und Ihr seid es. Wenn doch auch Ritter Essal jetzt noch käme!“ Er packte Felix bei den Schultern: „Wißt Ihr, wer Haakon war? Nein? Er war kein gewöhnlicher Bauer, er war ein Eingeweihter. Er war mein wichtigster Ratgeber. Seine Ratschläge waren tausendmal mehr wert, als der Rat kriegslü-

sterner Ritter. Er hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin. Nicht zum Grafen, nein, das war ich schon von Geburt. Aber das hat ihn auch nicht interessiert.“

Der Graf mußte sich wieder setzen, sein Atem ging stoßweise. Der Tod des Alten hatte ihn tief getroffen. Er erzählte hastig:

„Als junger Mann verirrte ich mich bei einer Jagd auf Wildschweine im Wald. Durch unglückliche Umstände wurde ich von den anderen getrennt. Ich ritt immer weiter, auf der Spur des Keilers, als plötzlich mein Pferd scheute. Ich stürzte und brach mir das Bein. Lange lag ich da und hatte die Hoffnung, gefunden zu werden, schon aufgegeben. Die Schmerzen, der Durst und der Hunger wurden unerträglich, mein letztes Stündlein schien gekommen. Der alte Haakon war damals Köhler. Auf der Suche nach Beeren fand er mich. Später sagte er mir, daß er einem weißen Hirschen gefolgt war, der ihn praktisch zu mir geführt hatte. Er trug mich in seine Köhlerhütte, wo sein Weib und seine Tochter mich pflegten. Er selbst ging zu Fuß zwei Tage und zwei Nächte ohne Pause bis hierher in die Burg, um zu melden, daß ich noch am Leben war.

Man hatte mich schon totgesagt, man meinte, Bären hätten mich zerrissen. Noch war ich nicht in der Lage, zu gehen, geschweige denn zu reiten und so blieb ich in der Köhlerhütte. Die Gespräche mit Haakon haben aus mir, aus einem kampflüsternden Ritter, dem ein fremdes Leben nichts wert war, einen gereiften Mann gemacht. Seine Tochter war die edelmütigste Frau, die ich je kennengelernt habe. Niemals mehr haben mich Menschen so beeindruckt, wie diese Bewohner einer winzigen Köhlerstelle mitten im Wald. Zum Dank gab ich ihnen das Land zum Lehen, baute eine Hofstelle darauf und schenkte ihnen alles, was sie brauchten.

Das Pferd bekam Haakon von mir, damit er möglichst schnell in der Burg sein konnte, wenn ich seinen Rat benötigte. Akin ist schon das vierte Pferd, das ich ihm schenkte.“

Felix grübelte: Wie war das alles nur zu verstehen? Er sollte der Retter eines ihm unbekannten Landes werden, in einer ihm unbekannten Zeit?

Der Burgherr betrachtete Felix nachdenklich, aber seine Gedanken schienen weit entfernt von seinem Gegenüber. Nur ganz allmählich kam er zurück in die Wirklichkeit und sagte: „Ich bin ein unhöflicher Gastgeber, verzeiht mir. Ich werde für eine angemessene Schlafkammer und die richtige Kleidung sorgen. Außerdem darf ich meine Gäste nicht warten lassen. Ich erwarte Euch in der Halle. Und nun entschuldigt mich.“

Der Diener versorgte Felix kurze Zeit später mit neuen Kleidern und begleitete ihn nach dem Umkleiden in die Halle. Der Burgherr war noch nicht wieder erschienen. Felix hielt sich unsicher im Halbdunkel der Halle, bis der Graf erschien – der machte ein sorgenvolles Gesicht.

„Endlich, Graf Bredo, da seid Ihr ja wieder. Ihr seid mir ja ein schöner Gastgeber“, rief ein Ritter unter dem Gelächter der Umstehenden, „Ihr laßt uns mit Euren Dienern ganz allein. Aber dafür schmeckt der Wein vorzüglich.“ Er verbeugte sich. Der Graf nickte zurück und setzte sich. Er bedeutete Felix, sich neben ihn zu setzen, was im Saal für große Neugierde sorgte.

„Wollt Ihr uns Euren Begleiter nicht vorstellen?“ rief es aus der Runde.

„Das ist Knappe Felix“, sagte Graf Bredo kurz angebunden und begann, ein großes Stück Braten in den Mund zu schieben. Felix bediente sich ebenfalls und beobachtete dabei die Gesellschaft. Die Erklärung des Grafen war ausreichend. Es war zwar ungewöhnlich, daß ein Knappe neben einem Burgherrn zu Tische saß, aber Graf Bredo scherte sich nicht um Konventionen, dafür war er allerorten bekannt.

Der Grund für das Festmahl war das Eintreffen eines berühmt-

ten fahrenden Sängers, der ein gern gesehener Gast war, denn er brachte Abwechslung in den eintönigen Alltag auf der Burg. Nach dem Essen zog sich der Burgherr mit ein paar Rittern zurück und der Sänger begann auf einem Zupfinstrument zu spielen. Er sang dazu mit kräftiger Stimme:

„Ich saß auf einem Steine.
Da deckt ich Bein mit Beine,
darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht ich sorglich lange
Dem Weltlauf nach und irdischem Heil;
doch wurde mir kein Rat zuteil,
wie man drei Ding erwürbe,
Daß keins davon verdürbe.
Die zwei sind Ehr und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden tut
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mir gelegen:
Die hätt ich gern in einem Schrein.
Ja leider mag es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichtum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz.
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried als Recht sind todeswund:
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erst gesund.“*

Als der Sänger geendet hatte, war es lange still im Saal, nur zögernd begannen die Gäste wieder, sich zu unterhalten. Es dau-

erte eine Weile, bis die Wirkung des Gesanges verklungen war und wieder eine fröhliche Stimmung einkehrte. Mit verfinstertem Gesicht trat Graf Bredo ein und bat lautstark um Ruhe. Aber die Gespräche der Gesellschaft wollten nur langsam verebben, sodaß er noch einmal in den Saal rufen mußte:

„Ich bitte um Ruhe. Liebe Freunde, ich habe schreckliche Nachrichten. Mein Berater Haakon, den viele von euch sicher kennen, ist erschlagen worden.“

Im Saal herrschte schlagartig Totenstille. Alle wußten, was das bedeutete. Graf Bredo war ein friedfertiger Mann, für eine solche Tat aber würde die Täter die ganze Wucht seines Zornes treffen.

„Meine engsten Ratgeber, Ritter Odilo, Ritter Xelan, Ritter Nairolf und ich haben darüber beraten. Hört, zu welchen Schlüssen wir gekommen sind: Es ist völlig ausgeschlossen, daß ehrbare Ritter zu einer solchen Schandtat fähig sein könnten. Ein junger Reiter kam hierher und berichtete davon. Von Anbeginn hatte ich Zweifel an seiner Darstellung.“

Entsetzt bemerkte Felix, wie sich alle Augen auf ihn richteten. Die Eingänge des Saales waren mit Rittern besetzt, die drohend die Hand an ihre Schwerter legten.

Felix' Herz pochte wie rasend. Was wollte der Burgherr?

„Mit Räubergesindel muß aufgeräumt werden. Unbekannter Reiter!“ Er wandte sich an Felix, hinter dem plötzlich zwei Ritter auftauchten und ihn rechts und links am Arm packten. „Gesteht: Ihr habt gemeinsam mit der Enkelin diesen Meuchelmord begangen!“ Felix wurde leichenblaß. Tränen schossen ihm in die Augen, er war vollkommen verwirrt.

„So redet!“ herrschte ihn Graf Bredo an.

„Ich habe Euch die Wahrheit gesagt“, Felix konnte kaum seine Tränen unterdrücken. „Ihr spielt ein falsches Spiel, Graf Bredo!“ schrie er in den Saal.

„Dies ist kein Spiel, es ist bitterer Ernst! Ihr werdet noch merken,

wohin es führt, wenn man den Pfad der Tugend und Sittsamkeit verläßt. Ihr und eure Komplizin!“ Er spuckte vor Felix auf den Boden.

„Den Dolch!“ herrschte er Felix an. Dieser sah verständnislos zu ihm auf.

„Nehmt ihm den Dolch ab!“ rief der Graf zu einem der beiden Ritter, die Felix festhielten.

„Es gibt keinen besseren Beweis für eure Untat!“ schrie Graf Bredo und hielt den Dolch so hoch, daß alle ihn sehen konnten.

„Dieser Dolch gehörte seit undenklichen Zeiten meinen Vorfahren. Ich schenkte ihn Haakon als Dank für seine Treue. Und Ihr habt ihn geraubt!“ Er schrie so laut, daß sich seine Stimme überschlug. „Ihr könnt keine Auskunft über Eure Herkunft geben, Sattel und Zaumzeug sind gestohlen und Ihr reitet auf einem Pferd, wie wir es noch nie gesehen haben! Das sind Verdachtsmomente genug. Wir werden Euch schon zum Reden bringen!“ brüllte er. „Legt ihn in Ketten!!“

Bevor Felix alles begreifen konnte, wurde er von den beiden bärenstarken Rittern durch die Burg gezerrt und in ein dunkles Verlies geworfen. An einem Eisenring an der Wand ketteten sie ihn an und verließen wortlos den Kerker. Felix hörte noch, wie vor der Tür eine Wache aufzog. Dann verließen ihn die Kräfte und er wurde ohnmächtig.



Die Flucht aus dem Verlies

„Vierhundertzweiundzwanzig, vierhundertdreiundzwanzig, vierhundertvierundzwanzig, vierhundertfünfundzwanzig.“ Felix seufzte auf. Die Eisen an seinen Handgelenken schmerzten, und er war es leid, die Wassertropfen zu zählen, die von der Decke des Kerkers direkt neben ihm auf den glitschigen Steinboden fielen.

Er überlegte, wie lange er wohl schon hier angekettet ausharrte. Irgendwann war er aus seiner Ohnmacht erwacht, ein Becher mit Wasser und ein Stück trockenes Brot hatten neben ihm gelegen. Das Brot hatte abscheulich geschmeckt und so hatte er das meiste an die Ratten verfüttert, die immer aufdringlicher wurden. Er versuchte, nicht mehr zu schlafen, aus Angst, sie könnten ihm ein Ohr oder einen Finger anbeißen. Nur ein schwaches Licht drang aus einem Schlitz in der Wand hoch über ihm.

Felix wußte nicht ob es in der Zwischenzeit Morgen oder Abend geworden war. Das dumpfe Licht hatte ihn apathisch werden lassen. Er war so schwach, daß er nicht einmal Verzweiflung empfinden konnte. Seine Gedanken kreisten nur um das falsche Spiel, das der Burgherr mit ihm gespielt hatte. Er konnte es sich nicht erklären. Was mochte der Beweggrund sein?

Aber vor allem mußte er wissen, was mit Enna geschehen war. Er spürte ein seltsames Gefühl in seinem Herzen, wenn er an das Mädchen dachte. Eine solche Regung hatte er bisher noch nie bei sich wahrgenommen. Er war sich sicher, daß er sie sehr gern hatte. So gern, wie noch kein anderes Mädchen, das er jemals kennengelernt hatte.

Über diese Gedanken schlief er ein. Er träumte von einem Ritter,

der ihn aus diesem Verlies befreite. Es war Ritter Essal von Eschehorne und er sah aus wie sein Vater.

Fluchend wachte Felix auf. Die Wand hinter ihm war so naß, daß er jedesmal, wenn er sich erschöpft vom aufrechten Sitzen anlehnen wollte, einen nassen Rücken bekam. Er schloß die Augen wieder und nach geraumer Zeit begann er, leise zu weinen, verzweifelt über seine Situation... Plötzlich aber wurde er hellwach: Er hörte Schritte und Stimmen, die lauter wurden und näher kamen.

Jetzt holen sie mich ab, dachte Felix.

„Nein!!!“ schrie er, so laut er konnte, „Ich war es nicht! Ich will nicht sterben!“ Schluchzend brach er zusammen und lag, ein Häufchen Elend, auf dem kalten Steinboden.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er direkt vor seinem Gesicht ein paar Schuhe, die nicht zu einem Wächter gehören konnten, dazu waren sie zu fein. Er schaute an der Gestalt empor, die vor ihm stand, und sah in Graf Bredos Gesicht.

„Steht auf“, sprach der Burgherr in freundlichem Ton. Felix blieb überrascht liegen. „Steht auf“, Graf Bredo bückte sich und half Felix auf die Beine. Die Handfesseln waren gelöst, Felix war frei. Seine Knie schmerzten, er konnte kaum stehen. Die Nässe und die Kälte hatten ihn mürbe gemacht.

„Verzeiht das üble Spiel, das ich mit Euch treiben mußte“, sagte der Burgherr. „Dies war die einzige Möglichkeit, die mir blieb.“ Felix sah ihn fragend an.

„Ich will es Euch erklären. Die meisten meiner Ritter sind mir treu ergeben. Einige aber können sich nicht damit abfinden, daß in unserem Land Frieden herrscht. Sie sind rauflustig und wollen nicht die ganze Zeit in ihren Burgen verbringen bei Weib und Kind. Ich habe den furchtbaren Verdacht, daß sie mit den drei Rittern, von denen Ihr erzählt habt, gemeinsame Sache machen. Drei meiner besten und treuesten Ritter und zwar Ritter Odilo, Ritter Erbo und Ritter Xenos habe ich heimlich ausgeschickt, um

den Überlebenden im Moor zu suchen. Ich brauche ihn lebend, als Beweis für die Schandtaten der Ritter aus Tunguskan. Deshalb habe ich Euch vor aller Augen des Mordes bezichtigt und in den Kerker werfen lassen.“

Felix verstand immer noch nicht.

„Ich sehe Euch an, daß Ihr mir nicht glaubt. Das ist verständlich, nachdem ich schon einmal Euer Vertrauen so erschüttert habe. Hätte ich Euch nicht als Sündenbock hingestellt, so hätte ich den dritten Ritter nicht heimlich suchen lassen können. Alle wären gemeinsam aufgebrochen und die Verräter wären gewarnt gewesen. Nun aber wiegen sie sich alle in Sicherheit. Habt Ihr jetzt verstanden?“

Felix nickte. Er konnte aber immer noch nichts sagen, alles war zu verwirrend. Er benötigte mehrere Minuten, bis er einen klaren Gedanken fassen konnte. Der Graf schwieg rücksichtsvoll und wartete mit einem freundlichen Lächeln, bis sich Felix etwas erholt hatte.

„Wollt Ihr mich vor Gericht stellen?“ fragte der Junge dann den Burgherrn.

„Natürlich nicht. Ihr verlaßt noch heute nacht die Burg. Der Wächter ist vertrauenswürdig und eingeweiht in den Plan. Der Ritter wird an Eurer Stelle eingekerkert, so daß niemand Verdacht schöpft. Wenn er alles gestanden hat, werde ich ihn mit einer Kapuze über dem Kopf vor allen meinen Rittern befragen.“ Graf Bredo lachte. Man konnte ahnen, wieviel Genugtuung es ihm bereiten würde, die Verräter unter seinen Rittern öffentlich zu entlarven.

„Der Herrscher von Tunguskan, König Regloh, hat schon immer begehrliche Blicke auf unser wohlhabendes Land geworfen. Er fällt immer wieder mit seinen Männern in unsere Grenzgebiete ein, um uns einen Kampf aufzuzwingen, den wir nicht wollen. Aber wenn das so weitergeht, müssen wir uns wohl oder übel darauf einlassen.“

Man merkte dem Grafen an, wie unerfreulich ihm dieser Gedanke war.

„Unser Wohlstand ist das Salz. Wir haben viele Salzbergwerke, die alle viel ergiebiger sind, als die in Tunguskan. Und Salz ist Leben, Salz ist Macht. Das weiß auch König Regloh. Aber er ist falsch und verschlagen. Statt den offenen Kampf zu fordern, schickt er seine Meuchelmörder über die Grenze. Zur Rede gestellt, lehnt er jede Verantwortung dafür ab. Wir sollen unser Räubergesindel bekämpfen und nicht seine Ritter verdächtigen, ließ er uns durch Boten ausrichten. Wenn wir aber den dritten Ritter, der Euch verfolgte, fangen, haben wir endlich einen Beweis für seine Lügen!“

Der Graf blickte sich um, als suchte er einen Stuhl. Dabei fiel ihm die Unwirtlichkeit ringsum wieder auf und er besann sich auf sein eigentliches Vorhaben.

„Das Land Meridan ist nicht groß, aber sehr wohlhabend. Viele Jahre des Friedens waren uns beschert. Die Menschen sind nachlässig geworden in ihrer Aufmerksamkeit Feinden gegenüber. Die Burgen haben ihre Verteidigungsanlagen vernachlässigt. Die Städte sind teilweise über die Stadtmauern hinaus vergrößert worden. Dies alles wird sich bitter rächen, sollte König Regloh sich zum Angriff entschließen. Das Land ist in Aufruhr! Diese feigen, hinterhältigen Überfälle haben die Menschen aufgewühlt. Aber sie vertrauen darauf, daß die Gerüchte über Ritter Essal von Eschehorne stimmen: Er soll in unser Land zurückgekehrt sein. Niemand weiß etwas genaues und für viele gibt es diesen sagenumwobenen Mann gar nicht. Ich aber glaube fest daran, daß es ihn wirklich gibt und daß er aus einem fremden Land zurückgekehrt ist, um uns zu helfen. Er soll ein Ritterheer befehligen. Ich weiß noch nichts darüber, aber zu hoffen wäre es.“

Der Graf schwieg nachdenklich. Offensichtlich war er kein Mensch, der unter normalen Umständen viele Worte machte, er suchte immer wieder nach den treffenden Formulierungen.

„Aber das bedeutet auch, daß wir nur noch wenig Zeit haben! Wenn dies König Regloh zu Ohren kommt, wird er sofort angreifen. Er weiß, daß er der Macht eines Ritterheeres, das von Essal angeführt wird, nichts entgegensetzen kann.“

Graf Bredo schwieg. Felix merkte, wie sehr der Graf in Sorge um sein Land war, das er sehr liebte.

„Jetzt aber zu Euch: Ihr werdet die Burg durch einen unterirdischen Geheimgang verlassen – noch heute Nacht. Gerade jetzt geht die Sonne unter. Ihr habt also noch etwas Zeit. Ein Vertrauter wird Euch nachher eine Mahlzeit und Proviant für ein paar Tage bringen. Ein Problem wird das Pferd sein. Wollt Ihr nicht besser eins von meinen nehmen? Ihr habt so ein ungewöhnliches Pferd, daß es auffallen würde, wenn es aus dem Stall verschwunden wäre.“ Graf Bredo dachte nach.

„Aaron kann ich nicht zurücklassen“, sagte Felix mit großer Bestimmtheit. „Ich nehme sie mit.“

„Überlegt es Euch gut. Das kann Eure Mission sehr erschweren!“ Der Graf blickte fragend zu Felix.

„Ich reite auf Aaron“, erklärte der mit fester Stimme.

„Wenn es denn sein muß“, seufzte Graf Bredo. „Für Euch ist es vermutlich besser so. Aber es wird schwer zu bewerkstelligen sein. Es darf nicht auffallen.“

„Wohin soll ich reisen?“ fragte Felix den Grafen, der sich schon anschickte, hinauszugehen.

„Ihr müßt so schnell wie möglich zu den Weisen Männern vom Lodernden Baum: Sie sind die einzigen, die Euch und uns weiterhelfen können. Die Gefahr, die aus Tunguskan droht, kann man schon hier in meiner Burg spüren. Die Verräter sind überall.“

„Ich bin hier in völlig unbekanntem Land.“ erwiderte Felix verwirrt.

„Habt keine Sorge, Ihr müßt in den Sonnenaufgang hineinreiten, immer nach Osten. Nur wer dazu bestimmt ist, kann den Lodernden Baum auch zu Gesicht bekommen. Deshalb kann ich

Euch auch keine Führer mitgeben, es wäre zwecklos. Sie würden daran vorbeireiten, ohne den Lodernden Baum zu schauen. Ihr aber seht ihn lange vorher und er wird Euch den Weg weisen. Nun viel Glück. Möglicherweise werden wir uns nie mehr wiedersehen. Und... macht Euch keine Sorgen um Enna. Sie ist in Sicherheit.“ Er wandte sich zum Gehen.

„Graf Bredo?“ fragte Felix.

Der Burgherr drehte sich noch einmal um: „Ja?“

„Wer ist Ritter Essal?“

„Ritter Essal. Ritter Essal von Eschehorne.“ Graf Bredo sprach den Namen feierlich und eindringlich aus. „Er ist die größte Hoffnung unseres Landes. Allein die Nennung seines Namens läßt die Menschen aufhorchen. Es gibt so viele Legenden um ihn, daß man nicht auseinanderhalten kann, was Wirklichkeit und was Erfindung ist. Seine Heldentaten und seinen Mut kennt jedes Kind in Meridan, aber niemand weiß, wer diese geheimnisumwobene Gestalt eigentlich ist. Viele sagen, daß er noch nie wirklich in Meridan war, andere wollen ihn vorgestern gesehen haben. Es gibt ein Rittergut Eschehorne am Rande des Moores. Von dort soll er abstammen. Aber warum er nie in Meridan ist, weiß ich auch nicht. Dies ist eines der Geheimnisse, die er nur selbst auflösen kann, wenn er, was ich sehr hoffe, zurückgekommen ist, um uns zu helfen. König Zirom ist ohne Sohn geblieben. Essal wäre der rechtmäßige Nachfolger auf dem Thron unseres Landes. Mit ihm an unserer Spitze würde König Regloh von Tunguskan nicht wagen, was er jetzt laufend versucht: Uns zum Kampfe zu reizen, bis wir voller Zorn, wie er erwartet, in die von ihm gelegte Falle tapen.“

Graf Bredo hatte seine Stirn in sorgenvolle Falten gelegt.

„Ritter Essal ist neben Euch unsere einzige Hoffnung. Beten wir zu Gott, daß er zurückkehrt.“ Der Graf schwieg.

Schließlich zog er den Dolch hervor, den er Felix abgenommen hatte.

„Nehmt den Dolch. Ich wüßte keinen Besseren als Euch, um ihn zu tragen.“

Mit diesen Worten verschwand der Graf. Seine Schritte hallten noch lange in Felix' Kopf nach. Er erschrak, als er bemerkte, daß die Tür seines Gefängnisses sich wieder geschlossen hatte. Er stürzte zur Tür und... tatsächlich, sie war offen. Davor saß der Wachposten und schlief. Felix beschloß zu warten.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der angekündigte Vertraute erschien und Felix mit Essen, Proviant und Instruktionen versorgte. Nachdem Felix sich satt gegessen hatte, drängte der Mann zur Eile. Sie schlichen leise durch die engen Gänge der Burg. Wenn sich irgendwo Schritte näherten, versteckten sich die beiden in Nischen und hinter Ecken. Unentdeckt erreichten sie eine kleine unscheinbare Tür ohne Griff. Felix hatte zuerst gar nicht erkannt, daß es sich um eine Tür handelte. Der Mann verschob oberhalb des Türsturzes einen Stein und machte sich in der entstandenen Öffnung zu schaffen. Plötzlich sprang die Tür ein klein wenig auf, sodaß man mit der Hand in einen Spalt greifen konnte. Sie schoben die schwere Tür, sie war aus einem einzigen Stein gearbeitet, vorsichtig beiseite und schlüpfen in den engen und niedrigen Gang hinein, der dahinter begann.

Eine Fackel leuchtete, sie war vorher schon in den Geheimgang gebracht worden. Endlos schien Felix der unterirdische Marsch. Sie mußten die ganze Zeit gebückt gehen, so niedrig war der Gang.

Felix verlor jedes Zeitgefühl. Die Luft war feucht und stickig und ließ das Atmen zur Qual werden. Nur an wenigen Stellen strich ein frischer Lufthauch aus eigens angelegten Schächten in den Gang. Allmählich, anfangs kaum merklich, wurde die Luft besser. Felix erkannte, daß es nun nicht mehr lange dauern konnte. Der Mann, der während des ganzen Marsches kein einziges Wort gesprochen hatte, löschte die Fackel. Ein paar Schritte später traten sie ins Freie.

Die Nacht war stockfinster. Der Himmel war bedeckt und weder Mond noch Sterne waren zu sehen. Der Ausgang des Geheimganges lag ein ganzes Stück entfernt von der Burg unter Felsblöcken verborgen. Die beiden versteckten sich hinter ein paar Bäumen, als sie Schritte hörten. Eine dunkle Gestalt mit Kapuze näherte sich. Felix stand angespannt hinter einer Eiche und spähte in die Nacht.

Der Ruf eines Käuzchens schreckte ihn auf. Er fuhr herum und erkannte, daß dies ein Losungszeichen sein mußte. Es wurde aus nächster Nähe geantwortet. Der Mann mit der Kapuze kam näher. Er führte ein Pferd am Zügel. Aaron! Fast hätte Felix laut gerufen. Er konnte sich gerade noch beherrschen. Sein Herz klopfte, aber diesmal vor Freude, als er sein Pferd erkannte.

„Graf Breddo hat alle Pferde heute Nacht auf die Weide bringen lassen.“ Die Gestalt mit der Kapuze flüsterte leise. „So kann man morgen sagen, daß euer Pferd ausgerissen sei.“

Aaron war schon gesattelt, er mußte nur noch die Satteltaschen befestigen. Dann stieg er auf und ritt gemächlich in die Richtung, die ihm die beiden wiesen.

Enna ging ihm dabei nicht aus dem Kopf. Der Graf hatte gesagt, er solle sich keine Sorgen machen, sie sei in Sicherheit. Mittlerweile vertraute er dem Grafen wieder. Es schien ein äußerst geschickter Schachzug gewesen zu sein, ihn auf diese Weise gegen den räuberischen Ritter im Verlies auszutauschen. Aber er spielte auch ein gewagtes Spiel. Er wollte die Verräter in Sicherheit wiegen, aber ... wenn sie Verdacht schöpften! Nicht auszudenken schien es Felix, was dann geschehen mochte.

Er trieb Aaron zur Eile an. Mittlerweile war er so weit von der Burg entfernt, daß man ihn nicht mehr sehen konnte. Er hatte etwas Zeit, sich mit der Kleidung zu beschäftigen, die man ihm mitgegeben hatte. Das Wams, das er trug, war mit einem weichen und warmen Fell so gut gefüttert, daß die Nachtkälte nicht hindurch drang. Auch war der Sattel weich und bequem, viel bes-

ser als der alte, den er aus dem überfallenen Gehöft von Haakon mitgenommen hatte.

Er ließ Aaron die Zügel, so daß sie laufen konnte, wohin sie wollte – ein Ziel kannte er nicht. Das Dunkel der Nacht wurde langsam heller, im Osten dämmerte noch zögernd der Tag herauf.

Er beschloß, eine Rast einzulegen. Aaron war die ganze Zeit einem breiten Weg gefolgt, der durch einen großen Wald führte. Suchend blickte er sich um, wo eine geeignete Stelle zu finden wäre, die ihm und Aaron gleichermaßen gefallen könnte. Er drehte sich um und erstarrte... Hinter ihm stand der Weiße Hirsch.

Das große Tier sah Felix in die Augen, drehte sich um, und der Junge und das Pferd folgten ihm in den Wald. Hinter ihnen schlossen sich die Blätter und Äste zu einem undurchdringlichen Gestrüpp. Sie waren nur ein paar Meter gegangen, als der Hirsch nicht mehr zu sehen war. Felix blickte sich suchend um, ratlos, was er jetzt machen sollte, als Aaron die Ohren spitzte.

„Was ist, Aaron“, fragte Felix sein Pferd. „Hörst du etwas?“

Felix versuchte in den Geräuschen des Waldes irgend etwas auffälliges wahrzunehmen, aber es gelang ihm nicht. Das Rauschen der Blätter und das Singen der Vögel waren so laut, daß er die Ursache für Aarons Aufmerksamkeit nicht herausfinden konnte. Er stieg ab und legte sein Ohr auf den Waldboden. Ganz deutlich konnte er jetzt Hufgetrappel vernehmen, das in rasender Eile näher kam. Aus der gleichen Richtung, aus der sie selbst auch gekommen waren: aus der Richtung der Burg! Kaum hatte er sich wieder erhoben, als nur ein paar Meter von ihm entfernt drei Ritter in Panzerhemden und mit heruntergelassenem Visier in gestrecktem Galopp vorbeirrten.

„Der Hirsch hat uns geholfen“, flüsterte Felix Aaron ins Ohr, als die Gefahr vorüber war. „Das wäre das Ende gewesen.“

Felix nahm Aaron am Zügel und kämpfte sich durch das dichte

Dickicht aus Brombeerranken, umgestürzten Bäumen und Ästen. Er hörte das leise Rauschen eines Baches in einiger Entfernung. Klares Wasser durchströmte das schmale Bachbett, Forellen spielten im Wasser, Felix konnte sie fast greifen, als er seinen Kopf hinunterbeugte, um zu trinken.

Er folgte mit dem Pferd dem Bachlauf, manchmal am Ufer, manchmal im Wasser reitend. Der kleine Bach lief fast parallel zum großen Weg, den sie hin und wieder durch ein paar Büsche hindurch erkennen konnten. Es ging zwar langsamer voran als vorher, aber Felix fühlte sich sicherer. Immer wieder mußte er an den Weißen Hirsch denken, dem er nun schon zweimal begegnet war.

War es ein Zauber, der über seinem Abenteuer lag?

„He, junger Reitersmann“, eine krächzende Stimme ließ Felix herumfahren. Seine Hand fuhr an den Dolch an seinem Gürtel. Er war zu jeder Art der Verteidigung bereit. „Habt Ihr Angst vor einem alten Kräuterweib?“ Aus den Büschen trat eine gebückte Frau hervor, die auf Felix einen steinalten Eindruck machte. Auf ihrem Rücken trug sie eine Kiepe aus geflochtenen Weiden, die, da sie so gebückt lief, fast waagerecht lag. Felix sah, daß gerade eben der Boden bedeckt war.

Felix atmete tief durch. Vor ihr brauchte er sicher keine Furcht zu hegen. „Ihr habt mich erschreckt, alte Frau“ sagte er erleichtert. „Wohin des Wegs, so abseits tief im Walde? Warum reitet Ihr denn nicht auf dem Weg, der ist doch schön breit und bequem?“ Sie beugte sich noch etwas weiter vor: „Oder müßt Ihr Euch etwa verbergen?“

Felix überlegte. Das Ziel seiner Reise wollte er ihr nicht verraten, er war außerstande, sie richtig einzuschätzen. Er hätte sich nicht gewundert, wenn sie plötzlich auf einem Besen davongekommen wäre. Er versuchte, ihr Gesicht zu erkennen, sie trug aber so viele Tücher über dem Kopf, daß es unmöglich war. Ihm

wurde wieder bang, besonders als sie ihn mit kalten Fingern an der linken Hand packte. Jetzt hob sie den Kopf und schaute ihn an. Felix schauderte: Ihr Gesicht war zernarbt. Wie zerschnitten und dann nicht richtig verheilt schien es ihm. Er sah auf ihre Hände. Sie waren weiß und makellos, ohne die geringste Falte, wie die Hände eines jungen Mädchens.

„Was gehts Euch an“, fuhr er sie an und riß sich los. „Ich muß weiter.“

„Wohl immer der Nase nach, oder?“ Sie lachte. „Ich gebe Euch einen guten Rat: Drei Ritter suchen Euch. Habt Obacht und grüßt mir die Drei Weisen Männer.“ Damit war sie verschwunden. Felix hörte noch lange ihr meckerndes Lachen durch den Wald hallen. Es lief ihm eiskalt den Rücken hinunter.

Woher wußte die Alte alles? Die drei Ritter hatte sie wohl gesehen, vielleicht hatten sie auch mit ihr gesprochen. Daß die drei ihn suchten, konnte nur bedeuten, daß der Plan Graf Bredos mißlungen sein mußte. Die Verräter waren ihm also dicht auf den Fersen. Er hoffte inbrünstig, endlich den Lodernden Baum zu sehen, oder wenigstens ein Zeichen zu bekommen, wo er wohl stehen könnte. Und er hatte die Befürchtung, vielleicht in eine ganz falsche Richtung geritten zu sein. Im Wald konnte man den Sonnenstand nicht so gut erkennen. Außerdem hatte Graf Bredo nur gesagt, er solle in den Sonnenaufgang hineinreiten. Das hatte er ja getan, aber wohin sollte er sich jetzt wenden?

Der Wald wurde jetzt lichter. Felix stieg ab, band Aaron an einen Baum und schlich sich an den Waldrand. Was er sah, überwältigte ihn: Vor ihm lag eine riesige kreisrunde Senke, so weit, daß mehrere Städte darin Platz gefunden hätten. Der Boden war nicht eine einzige Ebene, so wie der Boden einer Tasse oder eines Tellers, daran erinnerte ihn diese Landschaft, sondern einige flache Hügel erhoben sich vom Grund. Und auf dem höchsten Hügel, genau in der Mitte der Senke, stand ein riesiger Baum, der brannte lichterloh...



Die Drei Weisen Männer vom Lodernden Baum

Als sich Felix auf den Weg machen wollte, sah er, daß noch eine lange Strecke vor ihm lag. Einige Stunden würde er sicher noch unterwegs sein, ging es ihm durch den Kopf. Und auf dem gesamten Weg dorthin bot nicht ein einziger Strauch oder Baum Schutz und Deckung vor seinen Verfolgern! Er mußte es wagen, das war ihm klar. Aber vielleicht sollte er sich lieber im Schutz der Dunkelheit auf den Weg machen? Dann hieß es warten. Er seufzte, als er überlegte, daß es im Dunkeln schwerer war, seine Verfolger zu erkennen. Schließlich nahm ihm die Zeit die Entscheidung ab. Die Sonne begann unterzugehen, schnell änderte sie ihre Farbe.

Wieder sah Felix dieses unwirkliche Rot, das er bereits bei seinem Ritt auf die Hohe Wiese bemerkte hatte.

Und auch diesmal erschien, wie ein Gegengewicht auf einer Waage, der Mond am Osthimmel, groß und rötlich wie die Sonne. Nachdenklich betrachtete er das Firmament. Dann bestieg Felix ganz ruhig sein Pferd und verließ den schützenden Wald. Es gab keinen Weg zum Hügel, stundenlang mußte er über magere Wiesen reiten.

Als er ohne weitere Zwischenfälle an dem brennenden Baum angekommen war, schien es ihm, als sei die Zeit stillgestanden. Sonne und Mond standen noch ebenso am Himmel, wie zu dem Zeitpunkt, als er losgeritten war. Der Baum warf flackernde Schatten, sein Feuer aber verbreitete keine Hitze. Felix wagte es dennoch nicht, näherzutreten. Er starrte fasziniert auf das grandiose Schauspiel. Kein Ast knackte oder fiel herab, die Blätter standen still in der rotgelben Feuersglut, gerade als ob sie gern

verbrannten. Doch dann entdeckte Felix, daß das Feuer zwar loderte, doch gar nichts verbrannte. Keine Glut und kein Stäubchen Asche waren zu sehen.

„Ich freue mich, daß Ihr endlich gekommen seid“, Felix hörte die Stimme, sah aber niemanden. Er wandte sich nach allen Seiten um. Plötzlich stand, wie aus dem Boden gewachsen ein Mönch in schwarzer Kutte vor ihm. Das Gesicht war vom Schatten seiner Kapuze verdeckt.

„Ich bin ebenso froh, angekommen zu sein“, erwiderte Felix ehrlich erleichtert. Er fühlte vom ersten Moment an keine Unsicherheit oder Angst, auch das urplötzliche Auftauchen des Mönchs erschreckte ihn nicht im geringsten.

„Folgt mir“, der Mönch wandte sich zum Gehen. Felix stieg ab und nahm Aaron am Zügel. „Laßt das Pferd grasen, hier ist es sicher.“

Felix gab Aaron einen Klaps. Sie lief ein paar Schritte zur Seite und begann friedlich zu grasen. Auch sie ließ sich von dem Schauspiel des lautlos brennenden Baumes nicht beeindrucken. Der Mönch ging Felix voraus, mit gebeugtem Haupt und schweigend.

Nach ein paar Metern war mitten in der Wiese eine Steintreppe eingelassen, die der Mönch und Felix nur hintereinander betreten konnten, so schmal war sie. Die Treppe führte in die Tiefe, dennoch hatte Felix das Gefühl, in lichte Höhen aufzusteigen. Oben angekommen, hatte er wieder den selben Blick auf die talartige Ebene, wie vom Waldrand aus, an dem er gerastet hatte. Nur diesmal sah er keinen brennenden Baum. Die zerstörten Mauern einer verlassenen Burg beherrschten das Bild. Sie strebten dem Burgfried zu, dem einzig erhaltenen Gebäude der früher mächtigen Anlage. Diesmal benötigten sie nur ein paar Minuten, um ans Ziel zu gelangen. Der Mönch schwieg noch immer. Die kleine Holztür am Fuße des Burgfrieds war nur angelehnt. Sie stießen sie auf und gingen über eine, so schien es Felix, endlose Wendeltreppe

in die oberste Kammer des Turms. Von hier bot sich ein überwältigender Ausblick auf unzählige verschiedene Landschaften.

Felix sah breite Ströme, die träge dem Meer am Horizont zuflossen, tiefe und schwarze Wälder, an deren Waldrand eine Bärenmutter mit ihren Jungen spielte, dann reißende Gebirgsbäche, die sich in wild zerklüfteten Schluchten zu Tal stürzten. Sorgfältig gepflegte Äcker, glitzernde Seen, weidende Kühe. Felix trat auf den Steinbalkon hinaus, der rund um den Turm verlief und konnte sich nicht sattsehen. Er ging Schritt für Schritt um den Turm herum, wobei er sich mit beiden Händen an der Turmmauer festhielt, denn der Balkon hatte keinerlei Geländer, es war nur ein Steinband, das den Turm umfing wie die Reifen ein Faß.

Als er einmal um den Turm herumgelaufen war, hatte er den Eindruck, daß immer neue Landschaften auftauchten. Und richtig, es waren immer andere Teile des Landes, die sich vor ihm ausbreiteten, nie hatte er an der gleichen Stelle auch das gleiche Bild. Er verlor allmählich seine Angst auf dem geländerlosen Steinband und wagte sich nach vorn an die Kante. Der Blick in die Tiefe war grandios. Was ihn aber schwindeln ließ, war die Entdeckung, daß tief unter ihm im Tal drei Reiter auf ihren Pferden durch einen Fluß ritten, gefolgt von einer bellenden Hundemeute. Felix versuchte, zu erkennen, ob es sich um seine Verfolger handeln könnte. Mit klopfendem Herzen ging er in den Turm zurück, unsicher, ob sich diese alte Burg nicht als Falle erweisen könnte.

„Sind das...?“ er wagte nicht, weiter zu sprechen. Der Mönch nahm seine Kapuze vom Kopf und nickte. „Ihr braucht keine Angst zu haben. Hier seid Ihr vor Euren Verfolgern sicher. Was Ihr gesehen habt, liegt weit von uns entfernt, auch wenn es scheint, als seien die Reiter unter dem Turm. Man kann von hier das gesamte Reich König Ziroms überblicken.“

„Aber...“, Felix war verwirrt. „Der Turm liegt doch gar nicht auf dem höchsten Punkt des Landes!“

„Das ist auch nicht vonnöten. Wir können hier in den Bildern blättern wie Ihr in einem Buch. Euch haben wir es für heute kurz gestattet. Schon jetzt ist es Euch unmöglich“. Felix sah hinaus. Es war nur noch die gleiche öde Wildnis zu sehen, durch die er hergeritten war.

„Ich bin Bruder Samoht“, fuhr der Mönch fort. „Wir erwarten Eure Fragen. Wer zu den Drei Weisen Männern am Lodernden Baum kommt, hat viele Fragen. Uns erscheint keine der Fragen unsinnig. Ziert Euch nicht. Stellt sie alle.“

Felix zögerte. Er war wirklich voller Fragen! Er hatte soviele davon, daß er nicht wußte, mit welcher er anfangen sollte.

„Was ist mit Enna?“ fragte er endlich.

„Diese Frage ehrt Euch“, erwiderte Bruder Samoht. „Nicht das eigene Schicksal ist wichtig. Seid beruhigt, Graf Bredo von Friedrichseck hat sie auf dem selben Wege aus der Burg gebracht wie Euch. Sie ist in Sicherheit.“

„Und der Graf selbst? Sind die Verräter entkommen?“

„Der gefangene Ritter hat den Meuchelmord gestanden. Als die drei verräterischen Ritter dies erfuhren, sind sie geflohen. Sie konnten nicht aufgehalten werden.“

„Und nun verfolgen sie mich?“

„Ja. Sie ahnten die Zusammenhänge und bestachen den Wächter Eures Kerkers, der ihnen alles erzählte. Nun hat er seinen Platz gewechselt. Jetzt sitzt er selbst hinter der Tür, die er vorher bewachte. Graf Bredo tut alles, was in seiner Macht steht, die Verräter einzufangen, aber es wird sehr schwer werden. König Regloh von Tunguskan hat seine Spione schon im ganzen Land verteilt.“

Felix sah aus dem Fenster. Die magere Landschaft lag noch immer im fahlen Dämmerlicht.

„Wer ist ...“, Felix blickte sich nach dem Mönch um und stockte. Er war verschwunden. Statt seiner saß an derselben Stelle ein prächtig ausgestaffierter Ritter. Er hatte das gleiche Gesicht wie Bruder Samoht. Nur steckte der Kopf jetzt in einem Helm.

„Ritter Samoht“, stellte er sich vor. Felix war vollkommen verwirrt. Er wollte nach Ritter Essal fragen, aber die plötzliche Verwandlung hatte ihm die Sprache verschlagen.

„...Ritter Essal von Eschehorne?“ vervollständigte Felix seinen angefangenen Satz. Der Ritter schaute ihn forschend an, dann schwieg er eine Weile. Schließlich fragte er leise:

„Wißt Ihr es nicht längst? Der Name Essal in der alten Sprache von Meridan bedeutet dort, woher Ihr kommt: Ernst.“

„Mein Vater heißt Ernst. Ernst Nagel...“

„Er hieß so. Jetzt heißt er Essal. Ja, es stimmt: Ritter Essal von Eschehorne ist Euer Vater!“

„Und wer bin ich?“ fragte Felix heiser und beklommen.

„Ihr seid Felix von Eschehorne. Wir haben Euch geholt, weil Ihr und Euer Vater die einzigen seid, die König Regloh Einhalt gebieten können. Ihr, Felix, müßt hier bei uns bleiben, bis Ihr ausreichend auf die große Aufgabe vorbereitet seid, die Euch erwartet.“

„Aber dann darf ich doch keine Zeit verlieren, wenn die Verräter schon überall ihr Unwesen treiben.“

„Zeit kann man nicht verlieren“, sagte der ärmlich gekleidete Bauer Samoht, dem Felix jetzt plötzlich gegenüber saß.

„Die Zeit ist in Eurem Inneren. Ihr seid selbst die Zeit. Ihr könnt Euch selbst nicht verlieren, deshalb könnt Ihr auch keine Zeit verlieren.“

„Seid Ihr drei oder seid Ihr einer?“ Felix war so verwirrt von dem dauernden Wechsel seines Gegenübers, daß er diese unsinnige Frage einfach stellen mußte. Wie konnte jemand einer und gleichzeitig drei sein?

„Uns erscheint keine Frage unsinnig. Also auch diese nicht. Ihr kommt von weit her, aus einem entfernten Land und aus einer entfernten Zeit. Wir leben hier in dem, wie Ihr das nennen werdet, Mittelalter. In unserer Zeit gibt es drei Stände: Clerici – Agonistae – Agricolae. Beter – Krieger – Bauern. Weisheit gibt es

in jedem Stand. So sind wir drei und sind wir eins.“ Das Gespräch war beendet. Der Bauer bedeutete Felix, ihm zu folgen. Es ging wieder die Wendeltreppe hinab. Unten war eine kleine Bauernhütte, in deren Kammer ein einfaches Strohlager als Schlafstelle auf Felix wartete. Es war dunkel geworden und er schlief sogleich ein.

Felix erwachte am nächsten Morgen von vertrauten Geräuschen. Ein Melkschemel wurde gerückt, Blecheimer schepperten und der vertraute Geruch frischer Milch kitzelte ihn in der Nase, so daß er sofort wach wurde. Er öffnete die Augen und sah den Bauern eine Ziege melken. Zum Frühstück gab es frische, noch warme Ziegenmilch.

„Beantwortet mir eine Frage“, sagte Felix, als sie ins Freie traten. „Warum will König Regloh von Tunguskan das Land Meridan erobern? Nur wegen des Salzes?“

„Ja und nein. Das Salz ist ein großer Schatz, der nach und nach gehoben werden kann. Es gibt aber einen noch viel größeren Schatz, der niemals in falsche Hände fallen darf. Dieser Schatz ist der wahre Grund. Aber das wissen einzig König Zirom und sein Beichtvater, der Abt des Stahuder Klosters. Alle anderen ahnen nicht einmal, daß der Schatz überhaupt existiert.“

„Aber woher weiß König Regloh dann davon?“

„Nicht viele sind des Lesens kundig in unserer Zeit. Auch König Zirom nicht. Es gibt ein Buch, in dem geschrieben steht, woher der Schatz stammt und wo er sich befindet. Der König selbst ließ das Buch nach seinen Erlebnissen niederschreiben. Ein Vertrauter des Königs, des Lesens kundig, sah das Buch und kannte somit das Geheimnis. Das Gesetz schreibt vor, daß jeder, außer dem König, der von dem Schatz weiß, des Todes ist. Dieser Vertraute aber floh zu König Regloh und bekleidet am dortigen Hof jetzt eine hohe Stellung.“

„Was für ein Schatz ist das? Oder bin ich, wenn ich es weiß, auch des Todes?“

„Ihr nicht“, sagte Ritter Samoht. „Ihr habt die Aufgabe, den Schatz zu retten, also müßt Ihr auch von seiner Existenz wissen.“

Der Ritter machte eine Pause, es schien, als wollte er sich vor einem Kampf sammeln.

„Vor langer, langer Zeit“, fuhr er fort, „als König Zirom ein junger Ritter war, begab er sich wie viele junge Ritter auf einen Kreuzzug. Er fiel aber in einem fernen Land einem Maurenkönig in die Hände, als er sich vom großen Kreuzfahrerheer entfernt hatte. Der Maure hielt ihn lange gefangen, er benutzte ihn als Faustpfand gegen den christlichen König von Portugal. In der Burg des Herrschers, in die er gebracht wurde, erkannte ihn eine entfernte Base namens Ailed, die die Braut des Königs Al-Mutamid war. Aus anfänglicher Feindschaft dem fremden Ritter gegenüber wurde herzliche Gastfreundschaft. Er verbrachte Wochen und Monate am Hofe des Maurenfürsten. Schließlich half der Kreuzritter den bedrängten Mauren bei der Verteidigung ihrer Burg.

Die langen Abende in der prachtvollen Burg verkürzten die Mauren mit Liedern, Geschichten und Sagen. Zirom lernte dort eine der schwierigsten Übungen: Er lernte das richtige Zuhören. Am Ende seines Aufenthaltes überreichte Al-Mutamid dem geläuterten Ritter Zirom ein Kleinod aus seiner Schatzkammer: „Diese Schale aus Kristall, die so klar und hell leuchtet, wie Euer erhabener Geist, soll Glück bringen in Euer Königreich. Mit dieser Schale kehrt der größte Schatz bei Euch ein, den die Menschen finden können. Es ist der Schatz der Glückseligkeit, die Fähigkeit, einander zuhören zu können. Bewahrt die Schale an sicherem Ort und die Kunst in Eurem Herzen. So wird das Volk von Meridan auf ewig glücklich sein, so sprach er beim Abschied.“

Der Mönch schwieg, er war wie entrückt. Felix hätte gern mehr über dieses ferne Königreich erfahren, aber der Mönch schien ihn

gar nicht mehr zu bemerken. Nach langem Schweigen ergriff Felix zögernd das Wort:

„Wo bewahrt Zirom die Schale auf?“

„Im Bergwerk Diarmada Ghrainne. Der Eingang des Bergwerks liegt an unzugänglicher Stelle und hat nur einen einzigen Bewacher.“

„Nur einen einzigen Bewacher?“ fragte Felix ungläubig.

„Ja. Der einzige, der die Schale bewacht, ist Infahan, der Weiße Hirsch.“

Der Weiße Hirsch! Es war also wirklich ein besonderes Tier, dieser Weiße Hirsch, der ihn zu Enna geführt hatte.

„Und Graf Bredo meint, König Regloh will dieses Bergwerk um des Salzes Willen in Besitz nehmen?“ fragte er.

„So ist es“, erwiderte der Mönch Samoht. „König Regloh hat einen teuflischen Plan: Zunächst stritt er jede Beteiligung an den Überfällen seiner Ritter auf Meridan ab. Er behauptete, Räubergesindel sei es gewesen. Mittlerweile aber geht er ganz offen zum Angriff über. Nicht auf breiter Linie, sondern immer nur vereinzelt. Er will Meridan, das überhaupt nicht kriegslüstern ist, zermürben. In ein paar Wochen, nach vielen kleinen Angriffen, die wie Nadelstiche wirken sollen, wird er ein Friedensangebot machen. Er wird vorschlagen, ein großes Turnier zur Versöhnung abzuhalten, in Stahude, der Hauptstadt des Königreiches und der Stadt König Ziroms.“

König Regloh will sich damit freiwillig in die Höhle des Löwen begeben! Aber seine gedungenen Verräter sollen auch dort sitzen, auf den Tribünen und den Bänken. Auf ein verabredetes Zeichen hin sollen die unbewaffneten Ritter Meridans niedergemetzelt werden. Damit wäre der Weg frei nach Diarmada Ghrainne. Ein erster Schritt ist in Vorbereitung: König Zirom soll ausgeschaltet werden! Der Kanzler des Hofes treibt ein falsches Spiel. Er will sich nach der Eroberung durch Tunguskan zum Statthalter Reglohs ernennen lassen.“

„Woher wißt Ihr das alles?“ fragte Felix den Mönch. „Das ist doch in der Zukunft?“

„Die Welt liegt vor uns wie eine Chronik. Nicht nur die Vergangenheit können wir lesen, auch die Zukunft...“

Felix schwanden fast die Sinne. Meridan war in höchster Gefahr. Und er sollte es retten? Woher sollte er die Kraft und das Wissen nehmen, dies zu schaffen? Und womit sollte er anfangen?

„Eure Aufgabe ist es“, der Mönch beantwortete immer genau Felix' Gedanken, „in die Stadt zu reiten. Es wird dort gerade ein Münster erbaut. Das dazugehörige Kloster wird von einem absolut vertrauenswürdigen Abt geleitet. Ihr werdet dort aufgenommen, sodaß Euch keiner erkennt. Der Abt ist der Beichtvater des Königs und des Kanzlers, er hat also Zugang zum Schloß Ziroms. Eure Aufgabe ist es, König Zirom beizustehen und den vielfachen Mord auf dem Turnier zu verhindern. Auf der Reise nach Stahude steht Ihr unter unserem Schutz. Ihr könnt Euch aber letztlich nur auf Euch selbst verlassen. Je weiter Ihr Euch von uns entfernt, um so geringer wird unser Einfluß auf die Geschehnisse. Das ist auch der Grund, weshalb wir selbst nicht eingreifen können. Ihr bekommt von uns eine Botschaft an den Abt, die Euch ausweist. Ritter Essal von Eschehorne wird ebenfalls dem König zu Hilfe eilen.“

„Ist er zurückgekehrt?“ fragte Felix gespannt. Der Mönch nickte und zog die Kapuze über den Kopf.

„Und nun kommt“, sagte der Bauer Samoht und ging mit Felix zu seiner Hütte.

Am nächsten Tag begannen die Unterweisungen. Bauer Samoht holte seine Ochsen aus dem Stall, spannte sie vor den hölzernen Pflug und begann, eine Wiese umzupflügen. Felix führte die stämmigen Ochsen und beide, der Bauer und sein Lehrling, arbeiteten viele Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bis die dunkle, feuchte Erde zur Einsaat bereit vor ihnen lag. Dann

säten sie Getreide, jeder mit einem großen Tuch vor dem Bauch, in das der Bauer sorgfältig das wertvolle Saatgut verstaut hatte.

Noch bevor Felix die Drei Weisen Männer, die doch nur einer waren, verließ, sah er das Korn sich im Wind wiegen. Er lernte die verschiedenen eßbaren Wurzeln kennen, unterschied giftige von eßbaren Beeren und konnte schließlich kleine Tiere mit Fallen und Stricken fangen.

Der Ritter lehrte ihn, mit den Waffen umzugehen, den Bogen richtig zu spannen, damit der Pfeil so schnell ins Ziel flog, daß er mit bloßem Auge nicht mehr verfolgt werden konnte. Felix war ein gelehriger Schüler und am Ende ein Meister im Kampf mit dem Schwert, der Ritter hatte Mühe, ihn im Zaume zu halten.

Die Falkenjagd als Privileg des adligen Standes bildete den Abschluß seiner Ausbildung bei Ritter Samoht. Dazu brachte der Mönch, der auch Ritter und Bauer war, ein prächtiges Buch herbei, mit ledernem Einband und wunderbar gestalteten Seiten. Auf jedem Blatt dieses kostbaren Buches waren Vögel, Drachen und allerlei anderes Getier zwischen den Zeilen abgebildet. Alles glänzte von Gold, von Blau, Rot und Silber. Felix hielt staunend dieses Meisterwerk in der Hand und las laut den Titel:

„De arte venandi cum avibus.“

„Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen.“ übersetzte Bruder Samoht den lateinischen Titel. „Es gibt nur eine kleine Anzahl Kopien davon.“

„Wer hat es geschrieben?“ fragte Felix.

„Der König von Jerusalem ließ es anfertigen. Er selbst war des Schreibens zwar kundig, doch geschrieben hat es ein Vertrauter, der lange daran arbeitete. Aber das ist eine andere Geschichte...“

„Habt Ihr viele Bücher in Eurer Bibliothek?“ fragte Felix wißbegierig.

Samoht nickte: „Ein Mensch ohne Bücher ist wie ein Baum ohne

Blätter. Ist wie ein See ohne Wasser. Ist wie ein Vogel ohne Federn.“

Felix starrte ihn mit offenem Mund an. Der merkwürdige Busfahrer an seinem Geburtstag hatte den ersten Teil dieses Spruches gesagt! Der Mann, der seiner Großmutter das sonderbare Fernrohr verkauft hatte, den zweiten! Und nun... hörte er den dritten Teil des Ausspruchs! Er rang nach Fassung, unfähig ein Wort hervorzubringen.

„Ja“, sagte Bruder Samoht, „ich bin genau der, an den Ihr Euch erinnert. Jetzt kann ich mich zu erkennen geben.“

Nach einigen Wochen war Felix in der Lage, die lateinische Sprache des Buches zu verstehen. Zu jedem Thema ihrer gelehrten Stunden brachte Samoht ein neues, oft noch prächtiger koloriertes Werk aus seiner Bibliothek in die Turmkammer mit. Ungläubig und voller Bewunderung stand Felix oft vor diesen Kostbarkeiten. Die Bibliothek bekam er nie zu Gesicht. Wo der Mönch in dieser zerfallenen Borganlage seine Bücher aufbewahrte, blieb sein Geheimnis.

Samoht erläuterte ihm die Unterschiede der Philosophie Platons zu der des Aristoteles. Sie arbeiteten gemeinsam über arabische Astronomen und ein besonderes Anliegen war dem Mönch die Unterweisung des Jungen in asketischer Lebensweise...

Der Sommer verging mit Gelehrsamkeit, Waffengeklirr und Ackerbau.

Am Ende entschied Samoht, der Lehrer, daß die Zeit des Abschiednehmens gekommen sei.

„Ich habe noch Fragen, Bruder Samoht“, sagte Felix, als er zum Aufbruch bereit war. „In welcher Zeit lebe ich? Und noch eine zweite Frage: Werde ich zurückkehren in meine Vergangenheit, die für Euch die Zukunft ist?“

„Die Zeit wird falsch gezählt“, sagte der Mönch ausweichend.

„In der Zukunft, die Eure Vergangenheit ist, werdet Ihr zu diesem Zeitalter Mittelalter sagen. Abschließend möge Euch der Wahlspruch des Königs von Jerusalem begleiten. Macht ihn zu dem Euren: ‚Certa enim fides non provenit ex auditu‘. Habt Ihr ihn verstanden?“

Felix nickte: „Ein sicherer Glaube kann nicht aus dem, was man hört, gewonnen werden“, übersetzte er. Er dachte lange nach über diesen Satz, der so vieles bedeuten konnte.

„Meine letzte Frage: Stehe ich unter dem Schutz des Weißen Hirschen? Er hat mich zu Enna geführt und aus einer Gefahr gerettet.“

„Infahan, der Weiße Hirsch ist einzig und allein der Bewacher des Bergwerkes Diarmada Ghraíne. Er wird das eine oder andere Mal bei Euch sein. Aber ich wiederhole noch einmal: Verlassen könnt Ihr Euch nur auf Euch selbst!“

Bruder Samoht drehte sich um und bückte sich. Als der Ritter, der er jetzt war, sich erhob, hielt er ein Schwert in der Hand, das silbern und golden in der Sonne glänzte. Er bedeutete Felix, seine Arme auszustrecken und legte ihm die Waffe in beide Hände.

Wie ein großes Kreuz hielt Felix das Schwert. Auf der kunstvoll verzierten Klinge konnte er deutlich die Worte erkennen: „Maria in Gratia.“ Er war nicht im geringsten verwundert, er wußte sofort, daß es das Schwert war, das er vor zwei Jahren schon einmal gesehen hatte...

Der Ritter beantwortete mit einem Kopfnicken die nicht gestellte Frage und sagte dann: „Der Dolch und das Schwert waren lange Zeit getrennt. Nun sind sie wieder vereint. Erweist Euch würdig, sie zu tragen. Niemals dürft Ihr die Waffen erheben, außer zur Selbstverteidigung und zur Rettung eines anderen.“

Bruder Samoht schritt Felix voran, sie stiegen die Treppe hinab, die auf die Wiese führte, aus der sie unvermittelt wieder aufstieg

und vor dem Lodernden Baum endete. Der Mönch verschwand dort so plötzlich, wie er aufgetaucht war und Felix stand ganz allein da.

Aarons leises Wiehern erinnerte ihn an seinen Auftrag. Schlagartig war ihm klar, was der Mönch gemeint hatte, als er sagte, die Zeit sei in einem, und man sei sogar selbst die Zeit: Offenbar war nicht eine Stunde vergangen, seit er Aaron verlassen hatte und dem Mönch in die Tiefe und auf die Höhe gefolgt war. Der Sommer war keinen Tag älter geworden, nur die Sonne senkte sich und es wurde dunkler. Felix bestieg Aaron und ritt in die Dunkelheit, gewappnet für die Abenteuer, die ihn erwarteten.



Der Kampf an der Brücke

Von niemandem war Felix je so beeindruckt gewesen, wie von Bruder Samoht. Er war froh, so ausführlich von ihm in all den Dingen unterwiesen worden zu sein, die er benötigte, um sich in dieser Zeit bewegen zu können. Er saß auf Aaron und ließ das Pferd nach Süden laufen.

Samoht hatte den Weg genau beschrieben. Es war ein Ritt von ungefähr drei Tagesreisen. Felix erkannte, wie klein Meridan tatsächlich war. Es maß kaum fünf oder sechs Tagesreisen auf einem schnellen Pferd. Wenn Tunguskan zum Angriff übergehen würde, hätte Meridan keine Chance, der Tyrannei König Reglohs zu entgehen. Zu übermächtig waren seine Ritterheere. Nur Essal von Eschehorne hätte die Kraft und den Mut, befreundete Ritter um sich zu versammeln und sich dann den Eindringlingen entgegenzuwerfen.

Ritter Samoht war ein exzellenter Lehrmeister gewesen. Die Turnierspiele, die sie in voller Rüstung gegeneinander ausgetragen hatten, um Felix' Fertigkeiten zu vervollkommen, waren täuschend echt gewesen. Felix hatte nie gewußt, ob Samoht Ernst machte oder nur Unterweisung meinte, wenn er ihn in hohem Bogen aus dem Sattel in den Sand geworfen hatte. Mehr als einmal war ihm dabei die Luft weggeblieben, daß er geglaubt hatte, nicht mehr aufstehen zu können.

Des Bauern Kunstfertigkeit, aus scheinbar wertlosen Dingen, die der Wald in Hülle und Fülle bot, nützliche Utensilien für den täglichen Gebrauch anzufertigen, hatte Felix immer wieder verblüfft.

Nichts von dem, was er gelernt hatte, gab es, das er nicht ir-

gendwie verwenden konnte. Dies alles, das Erlernen der Waffenkunst und die bäuerliche Kunst blieben für Felix aber nur zweitrangig gegenüber dem, was Samoht, der Mönch, ihm mit auf den Weg gegeben hatte. Mit diesem Wissen, das erkannte er, konnte er die Menschen dieses Zeitalters, die ihm vorher fremd gewesen waren, verstehen. Nein, besser noch, er selbst war ein Mensch dieses Zeitalters geworden.

Er richtete sich auf und legte die Hand an seinen Gürtel. Das kurze Schwert, das ihm Ritter Samoht überreicht hatte, vermittelte ihm ein Gefühl der Sicherheit. Er war nun kein leichtes Opfer mehr, er würde sich bei einem Angriff zu wehren wissen. Der Köcher auf seinem Rücken war prall gefüllt mit Pfeilen, die er alle selbst hergestellt hatte und die er mit großer Treffsicherheit ins Ziel schicken konnte. Hinter dem Sattel waren lederne Taschen befestigt, die reichlich mit den Köstlichkeiten gefüllt waren, die Bauer Samoht zu erzeugen verstand. Da gab es Käse aus Ziegenmilch, einen ledernen Trinkbeutel, der mit Wein gefüllt war, frisches Brot, das ihm seinen betörenden Duft in die Nase steigen ließ und ein großes Stück geräucherten Schinkens.

Bruder Samoht, der Mönch, hatte ihm keine materiellen Dinge mit auf den Weg gegeben. Viel wichtiger aber war die Botschaft, die er in die Stadt König Ziroms bringen sollte. Sie war mit unsichtbarer Tinte auf die Innenseite lederner Gamaschen geschrieben, die er um die Beine gewickelt trug. Nur der Abt des Stahuder Klosters zur Himmlischen Pforte konnte die geheime Botschaft entziffern. Felix hatte versprochen, sie wie seinen Augapfel zu hüten.

Samoht hatte ihm eingeschärft, sich abseits der großen Wege zu halten, möglichst mit niemandem zu sprechen und auf Schleichwegen in die Stadt König Ziroms zu gelangen. Als Orientierung diente ihm ein Fluß, dessen Lauf er folgen sollte. Er zog sich in weit ausholenden Bögen durch Wiesenlandschaften.

Hier mußte Felix große Umwege machen, um nicht von den Bauern entdeckt zu werden, die auf ihren Äckern arbeiteten. Felix hatte seine Zeitorientierung verloren, sie war ihm auch nicht mehr so wichtig, seit seiner Lehrzeit bei Bruder Samoht. Er wußte nicht mehr, ob es Anfang oder Mitte Mai war, die Tage waren schon sehr lang, die Sonne brannte zuweilen so heftig, daß er die Gamaschen verfluchte. Er schwitzte darunter sehr, sodaß er sie am liebsten irgendwo am Sattel befestigt hätte.

Felix hielt sich auf einem kleinen Weg, der sich am Waldrand entlang schlängelte und ab und zu in den Wald hineinführte. Der Pfad machte oft plötzliche Biegungen. Aaron suchte sich ihren Weg selbst. So konnte Felix seinen Träumen nachhängen, obwohl er sich doch geschworen hatte, auf dem ganzen Ritt jede Minute aufmerksam zu sein. Denn seine Angst vor den Verfolgern war groß.

„Seid begrüßt, edler Reiter“, holte ihn eine melodische Stimme aus seinen Träumen. Felix erschrak so sehr, daß er fast vom Pferd gefallen wäre. Er riß das Schwert aus der Scheide und hatte die Hand damit drohend erhoben, als er sah, daß ihn ein fahrender Sänger auf einem Pferd eingeholt hatte. Er ärgerte sich maßlos über sich selbst. Wenn es diesem harmlosen Zeitgenossen schon gelungen war, ihn von hinten zu überraschen, wie gefährlich hätte es sein können, wenn die drei Verräter in der Nähe gewesen wären!

„Ihr seht aber unfreundlich drein“, meinte der Fremde. „Vor mir braucht Ihr keine Angst zu haben. Ich kann Euch höchsten mit meiner Stimme erschlagen.“ Er lachte laut. „Gestattet, daß ich mich vorstelle: Mein unwürdiger Name ist Wipo von Rauenfels.“

Die Höflichkeit gebot, daß auch Felix sich vorstellte: „Felix...“, und er fügte schnell hinzu: „von Eschehorne.“

„Oh“, sagte der Sänger, „ein berühmter Name. Zumindest der zweite Teil. Vom ersten habe ich noch nie etwas gehört.“

„Das könnt Ihr auch gar nicht“, erwiderte Felix. Er war über den aufdringlichen Kerl verärgert, allerdings erstaunte ihn die Kaltblütigkeit des Troubadours. Es war für ihn nicht ungefährlich gewesen, Felix hatte immerhin mit dem gezogenen Schwert reagiert.

„Wohin des Wegs, so spät am Abend?“ Wipo von Rauenfels ließ sich so leicht nicht abschütteln. „Mich für meinen Teil zieht es nach Stahude hin, aufs Schloß des Königs. Ich bin dort ein gern gesehener Gast“, fügte er stolz hinzu.

Wenn du dort auch so aufdringlich bist, sicher nicht, dachte Felix. Aber er schwieg.

„Und Ihr?“ Der aufdringliche Sänger wollte es unbedingt wissen.

„Warum soll ich es Euch sagen?“ fragte Felix unwirsch.

„Schon gut, schon gut.“ Der Sänger zog ein beleidigtes Gesicht.

„Auf eine höfliche Frage bekam ich eine höfliche Antwort, so wie es die Sitte gebietet“, spottete er.

Das saß. Felix wurde rot. Nun tat es ihm leid, daß er dem Sänger so über den Mund gefahren war. Aber er durfte ihm auf keinen Fall das Ziel seiner Reise verraten, das war ihm klar.

„Entschuldigt meine Unhöflichkeit. Aber ich darf es Euch nicht sagen.“

„Ah, ein echter Geheimniskrämer! Habt Ihr nur dieses eine, oder hökert Ihr auch noch mit anderen Geheimnissen? Ein echter Geheimniskrämer hat einen ganzen Kramladen davon. Vielleicht in der Tasche hinter dem Sattel?“ Er beugte sich hinüber. „Mhm, mir scheinen das aber wohlduftende Geheimnisse. Brot- und Schinken-Geheimnisse? Ich schlage vor, daß wir gemeinsam das Geheimnis Eurer Tasche lüften. Ich habe seit zwei Tagen nichts mehr im Magen.“

Das war unverfroren, aber Felix lachte. Der Sänger wurde ihm sympathischer, außerdem war er froh, daß sich die Situation auf diese Weise entspannte.

Sie stiegen ab und setzten sich an den Waldrand. Man hatte einen weiten Blick über ein Tal, das sich am Ende zu einer Ebene hin öffnete. Der Sänger hatte ganz offensichtlich seit einiger Zeit nichts mehr gegessen. Felix sah sorgenvoll, wie der Schinken und das Brot immer kleiner wurden. Wipo fuhr sich schmatzend mit dem Ärmel über den Mund und setzte den Lederbeutel mit dem Wein an die Lippen. Dabei fiel sein Blick auf das Schwert, das Felix trug.

„Ein seltenes und schönes Stück“, sagte er anerkennend.

Felix schwieg. Er lehnte mit geschlossenen Augen an einem Baum und dachte darüber nach, wie er diesen aufdringlichen Menschen wieder loswerden könnte, ohne ihn zu verletzen.

„Oha“, sagte der plötzlich. „Ich glaube, wir bekommen bald Besuch.“

Felix riß die Augen auf und sah am Horizont einen kleinen, unscheinbaren Punkt, der sich auf sie zu bewegte. Das konnte natürlich Zufall sein, aber er war sofort hellwach. Er kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, aber es half nichts. Dann ballte er die Faust, hielt sie mit dem Daumen voran an sein linkes Auge, das rechte schloß er. Der gebogene Zeigefinger umschloß den Augapfel so fest, daß kein Licht eindringen konnte. Langsam öffnete er die geschlossene Hand, bis ein winziger Lichtstrahl auf sein Auge fiel. Auch diese Methode, eine Fernrohrwirkung mit bloßer Hand zu erzeugen, hatte er von Samoht gelernt. Jetzt konnte er den Punkt unterscheiden. Es waren drei Reiter, die genau auf den Waldrand zu galoppierten. „He da“, rief Wipo, der Troubadour, verwundert. „Was macht Ihr denn für Kunststückchen?“ und äffte die Bewegung nach. „Nichts zu sehen“, sagte er dann, Enttäuschung vorspielend. „Alles schwarz.“

Er knuffte Felix, der daraufhin fast hinfiel.

„Wenn Ihr etwas in der Ferne erkennen wollt, müßt Ihr Eure Faust an Eurem Auge ballen und dabei ein winziges Loch frei-

lassen, durch das Ihr hindurch sehen könnt. Man kann auf diese Weise viel weiter scharf sehen und Dinge frühzeitig erkennen. Zum Beispiel, wenn Gefahr droht.“ Er sah noch einmal durch seine Faust und sagte dann hastig: „Ich muß jetzt weg. Wenn Ihr mir einen Gefallen tun wollt, so schickt die drei, falls sie nach mir fragen, in eine falsche Richtung.“

„Ach“, sagte der Sänger ganz langsam. „Das ist also Euer Geheimnis. Wer ist denn hinter Euch her? Hatte ich die Ehre mit einem Spitzbuben zu speisen? Vielleicht heißt Ihr gar nicht, wie Ihr mir weismachen wolltet? Das Schwert sieht mir ganz danach aus, als ob es gestohlen sei!“

„Nichts habe ich gestohlen. Hier, nehmt das für Eure Bemühungen“, Felix warf Wipo von Rauenfels ein Goldstück hin.

„Oh, besten Dank für die milde Gabe an einen armen fahrenden Sänger.“ Wipo verbeugte sich tief. „Euer Wunsch soll in Erfüllung gehen. Geht nur unbesorgt.“

Während Wipo ihm dies nachrief, war Felix schon im Wald verschwunden. Er suchte hastig einen Weg zu einem Bach- oder Flußlauf, das war die beste Methode, Spuren zu verwischen. Nach einiger Zeit fand er ein winziges Bächlein, so schmal, daß Aarons Hufe gerade eben hineinpaßten.

Immer wieder stieg er ab und presste sein Ohr am Ufer auf den Boden, um die eventuell herannahenden Reiter zu bemerken. Aber er nahm nichts wahr. Wipo hatte wohl Wort gehalten, und sie in eine andere Richtung geschickt. Langsam löste sich seine Anspannung und er griff nach hinten, um sich etwas Eßbares aus den Satteltaschen zu holen.

Er erschrak: Seine Taschen mit all dem Proviant hatte er bei Wipo vergessen. Der wird sich freuen, dachte er. Nun war er auf das angewiesen, was Samoht ihn gelehrt hatte. Wurzeln und Beeren wußte er nun zu unterscheiden.

Da er keinen Pfeil für die Jagd verschwenden wollte, mußte er

sich zähneknirschend damit abfinden, in den nächsten Tagen nur von karger Kost zu leben.

Tagelang folgte er dem kleinen Bach, immer in der Hoffnung, daß er keine Wasserscheide überquert hatte. Der Fluß, dem er folgen sollte, floß in Richtung der Stadt König Ziroms. Also mußte dieses Bächlein irgendwann einmal zu dem Fluß führen, wenn vielleicht auch über Umwege.

Der Bach schlängelte sich durch den Wald in immer neuen Biegungen und Windungen sodaß Felix fürchtete sich in einem Labyrinth verirrt zu haben. In der ersten Nacht war er noch voller Hoffnung gewesen, aber als der Ritt durch den schier endlosen Wald überhaupt kein Ende nehmen wollte, bekam er es mit der Angst zu tun: Es sollten doch nur ein paar Tagesreisen sein, hatte Samoht gesagt, und nun war er schon mehr als eine Woche unterwegs...

Er fror erbärmlich in den kalten Nächten, er hatte nur seine dünne Satteldecke als Zudecke. Feuer zu machen wagte er nicht. Er tat kaum ein Auge zu, immer in Angst vor seinen Verfolgern und auch in Sorge, zu spät nach Stahude zu kommen. Tagsüber trieb er Aaron zur Eile an, aber an ein schnelleres Fortkommen war erst zu denken, als der Bach einen Pfad kreuzte. Felix entschloß sich, diesem eine Zeitlang zu folgen. Der Pfad war nicht allzu breit, aber er lud zum schnelleren Reiten ein. Am Sonnenstand konnte sich Felix ungefähr ausrechnen, daß der Weg in die richtige Richtung führte.

Mit äußerster Aufmerksamkeit ritt er durch den Wald. Vor jeder größeren Biegung des Pfades verlangsamte er sein Tempo, um nachzusehen, ob ihm auch niemand entgegenkäme.

Ganz unvermittelt spitzte Aaron die Ohren. Als Felix auch etwas hörte, dachte er sofort an den Weißen Hirsch. Schließlich hörte er aber eine Stimme, die ihm bekannt vorkam. Er hielt Aaron an

und lauschte. Glockenhell sang da jemand. Ein Musikinstrument, das Felix noch nie gehört hatte, begleitete den Sänger. Wipo von Rauenfels sang:

„Der Wald, der alt und greise,
Von Schnee war und von Eise,
Nun in lichter Farbe glänzt,
Schön bekränzt.
Stolze Kind,
Nun reihet, wo die Blumen sind.

Auf manchem grünen Reise
Hörte ich süße Weise
Singen kleine Vögelein.
Blumenschein
ich da fand;
Heide hat ihr licht Gewand.

Ich bin hold dem Maien:
Mein Lieb sah ich im Reihem
Wo die Linde Schatten hat;
Unterm Blatt
Er da lag
Für den sonnenheißen Tag.“ *

„Bravo“, rief Felix, alle Vorsicht vergessend. Diesmal konnte er Wipo erschrecken. Und es gelang. Der sprang auf und ließ vor Schreck seine Laute fallen. Felix ritt näher heran und sagte:
„Ich wollte nur meine Satteltaschen abholen.“
Wipo von Rauenfels war sprachlos.
„Aber...“ stammelte er. „Sie sind, äh, leer.“
„Das habe ich befürchtet.“
Felix sprang vom Pferd und setzte sich an das wärmende Feuer.

Mittlerweile kam nicht mehr soviel Sonnenlicht durch das große, grüne Blätterdach, das sich hoch oben über ihnen wölbte.

„Habt Ihr dieses Lied geschrieben?“ fragte er Wipo von Rauenfels.

„Nein“, sagte der. „Das Lied hat mich mein Lehrmeister gelehrt. Er war sehr berühmt. Was ich leider nicht bin.“ Er machte ein gespielt trauriges Gesicht. „Noch nicht!“ Er grinste. „Woher kommt Ihr überhaupt so plötzlich?“

„Ich bin durch den Wald geritten, immer den kleinen Bach entlang.“

„Es ist doch schon eine Weile her, daß wir uns getrennt haben“, sagte Wipo von Rauenfels. „Ihr müßt immer im Kreis geritten sein, ich war fast eine Woche in dem kleinen Dorf am Anfang des Waldes, und nun habt Ihr mich schon eingeholt! Das hättet Ihr bequemer haben können.“

Felix zeigte seinen Ärger über Wipos Spott nicht. Mit gespielter Gleichmut wandte er sich an den Sänger: „Erzählt, wie es Euch mit den Rittern ergangen ist.“

„Brrrr“, Wipo schüttelte sich. Das waren unfreundliche Zeitgenossen. Ich habe sie in die entgegengesetzte Richtung geschickt. Die seid Ihr erst einmal los. Einen von ihnen kannte ich sogar, das war mein Glück, ich weiß nicht, was sie sonst mit mir gemacht hätten.“

„Einen kanntet Ihr?“ Felix fragte gespannt. „Wie hieß er?“

„Ritter Odilo von Weldecken war es. Ich habe einmal auf seiner Burg gespielt. Ein finsterner Mensch. Aber: Wes Brot ich eß, des Lied ich sing! Lalalala.“

„Ritter Odilo“, wiederholte Felix erschrocken. „Dann sitzen die Verräter im Zentrum der Macht. Kein Wunder, daß sie sofort wußten, daß ich nicht mehr im Kerker sitze.“ Er biß sich auf die Lippen, als er merkte, daß Wipo von Rauenfels mit dem Trällern aufgehört hatte und ihm äußerst interessiert zuhörte.

„Also doch ein Spitzbube?“ fragte er verängstigt.

„Ihr müßt keine Angst haben, ich bin kein Dieb oder Räuber. Ich bin in einem wichtigen Auftrag unterwegs und Ritter Odilo will verhindern, daß dieser Auftrag sein Ziel erreicht.“

„Und wo ist das Ziel, wenn man untertänigst fragen darf?“ Wipo war nicht mehr nur neugierig, Felix hörte in seiner Stimme jetzt echte Anteilnahme.

„Das Kloster zur Himmlischen Pforte in Stahude.“ Felix hatte sich entschlossen, die Wahrheit zu sagen. Insgeheim hoffte er auf die Hilfe dieses zwar aufdringlichen, aber doch hilfsbereiten Burschen.

„Dann reisen wir zusammen“, sagte Wipo von Rauenfels und freute sich ehrlich. „Ich war schon oft in Stahude und kenne da den einen oder anderen, der Euch vielleicht helfen kann.“

Felix stocherte im Feuer.

„Habt Ihr noch etwas zu essen?“ fragte Wipo, der anscheinend immer hungrig war.

Felix schüttelte den Kopf.

„Laßt uns besser schlafen“, schlug Felix vor. „Morgen will ich weit kommen.“

„Einverstanden“, meinte Wipo, „obwohl es sich mit knurrendem Magen schlecht schläft. Aber...“, er zögerte. Felix sah ihn von der Seite fragend an. „Beantwortet mir noch eine Frage! Ihr habt einen berühmten Namen. Wer seid Ihr?“

„Ich bin der Sohn von Essal von Eschehorne.“ Es war das erste Mal, daß Felix dies so sagte.

Wipo piffte leise durch die Zähne. Dann stand er auf und verbeugte sich tief: „Es ist mir eine Ehre.“ Er sagte das so ernst und feierlich, daß Felix spürte, wie er rot wurde.

„Ich habe meinen Vater seit vielen Jahren nicht mehr gesehen.“ Plötzlich stockte er. Das stimmte und stimmte doch wieder nicht. Es war erst ein paar Tage her, daß er zusammen mit seinem Vater die Zäune auf den Weiden ausgebessert und ihm beim Melken und Füttern geholfen hatte. Er hatte eine ganze Weile nicht an

seine Herkunft gedacht. Nach diesem Satz aber wurde sie ihm schlagartig wieder bewußt. Er konnte nicht weiterreden. Wipo faßte die Sprachlosigkeit von Felix als Trauer auf und versuchte, ihm Trost zu spenden:

„Kein Bewohner von Meridan hat die Hoffnung aufgegeben, daß er eines Tages wiederkommen würde. Die Leute sagen, daß er ein Heer aufstellt, um König Regloh in die Schranken zu weisen.“

„Ich habe auch davon gehört“, erwiderte Felix.

„Meridan ist in großer Gefahr, das weiß jeder Mann und jedes Kind. Ohne Essal wird es sehr, sehr schwer. Aber nun laßt uns wirklich schlafen“, meinte Wipo und begann, seine Satteldecke auf den Boden zu legen.

Nachdenklich lag Felix auf dem Rücken, nahe am Feuer, und überlegte, ob es ein Fehler gewesen war, Wipo einzuweihen, auch wenn er nur einen kleinen Teil preisgegeben hatte.

Wipo spielte noch ein paar Takte auf seiner Laute und begann leise vor sich hin zu singen:

„Es grünt nun an den Zweigen,
Daß alles möchte neigen
Die Bäume zu der Erde...“

Felix genoß das Lied, das ihn sanft in den Schlaf zu schaukeln begann. Wipo summt vor sich hin und spielte auf der Laute, als plötzlich eine Saite riß, so laut, daß Felix wieder aus seinen Träumen erwachte.

Wipo fluchte leise, er meinte, Felix schlafe schon.

„Hattet Ihr nur einen berühmten oder auch einen guten Lehrmeister?“ fragte Felix schläfrig.

„Er war beides: berühmt und gut. Er sagte immer: Musik ist der wichtigste Teil der Erziehung. Rhythmen und Töne dringen am tiefsten in die Seele und erschüttern sie am gewaltigsten. Sie

haben gutes Betragen im Gefolge und machen bei richtiger Erziehung den Menschen gut, andernfalls schlecht. Und deswegen ruht die ganze Erziehung auf der Musik.“ Wipo seufzte. „Wie oft habe ich das gehört! Aber er hat das nicht selbst erdacht. Er hat einen griechischen Philosophen zitiert.“

Felix wurde wacher. Bruder Samoht hatte ihm viel über die griechischen Philosophen erklärt.

„Wißt Ihr, welcher Philosoph dies gesagt hat?“

„Nicht mehr. Ich kann mir diese komplizierten Namen nicht merken.“

„Ich glaube, es ist von Platon“, sagte Felix und lachte. „Ist Euch der Name auch zu kompliziert?“

„Das kommt vom Hunger. Leerer Magen, leerer Kopf.“ Wipo lachte herzlich. „Jetzt muß ich aber schlafen“, sagte er und legte die Laute beiseite.

Felix beobachtete noch eine Weile die Sterne, die durch das Blätterdach blinkten. Er kannte jetzt alle Sternbilder. Bruder Samoht war auch darin ein gewissenhafter Lehrmeister gewesen. Schließlich schlief auch Felix ein, er schlief tief und traumlos.

Mitten in der Nacht erwachte Felix von leisen Geräuschen. Er drehte den Kopf zur Seite und lauschte. Aaron schnaubte leise und gab ihm zu verstehen, daß sie noch da sei. Beruhigt schlief er wieder ein, bis er nach kurzer Zeit erneut geweckt wurde. Er meinte, Kratzen, Scharren und ein unbekanntes Schnauben zu hören. Er lauschte angespannt in die Nacht. Aaron konnte es nicht sein, ihre Geräusche kannte er. Langsam und vorsichtig hob er den Kopf und starrte in die Nacht. Er hätte am liebsten laut aufgeschrien über das, was er im Halbdunkel des Feuer Scheins sah: Im Halbkreis um die beiden Schläfer herum standen

acht große Wildschweine mit gesenkten Köpfen, so, als wollten sie jeden Moment zum Angriff übergehen.

Felix begann vor Angst zu zittern. Wipo neben ihm schlief tief und fest. Er schnarchte laut und jeden rasselnden Atemzug beantworteten die Schweine mit einem wütenden Grunzen.

„Wipo... Wipo!“ Leise versuchte Felix, seinen Nachbarn zu wecken. Der schlief tief und ließ sich gar nicht stören. Die Situation wurde bedrohlich, als ein besonders großes Wildschwein mit dem Rüssel in den Boden fuhr und Erde in die Luft warf. Felix fürchtete, daß sei sein Ende. Er lag völlig hilflos in seine Satteldecke eingerollt.

Er entschloß sich, irgend etwas zu unternehmen, und sei es, die Wildschweine zum Angriff zu provozieren. Nur so daliegen und auf sein sicheres Ende warten, das konnte er nicht. Er beschloß, sich Zentimeter für Zentimeter nach hinten zu bewegen. Ganz langsam schob er sein ganzes Gewicht mit beiden Händen, die auf dem Boden lagen, nach hinten. Eine endlose Zeit arbeitete er, bis er schließlich schweißgebadet den Stamm des Baumes erreicht hatte, unter dessen Ästen sie ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten.

Er sah zu Wipo, der inzwischen erwacht war, und blickte in seine angstvoll aufgerissenen Augen. Der Sänger tat das Richtige und bewegte sich ebenso langsam und krafraubend wie Felix rückwärts auf den Baum zu. Die Wildschweine schlossen ihren Kreis immer enger um die beiden, bis sie schließlich nur noch fünf oder sechs Schritte von ihnen entfernt standen. Felix und Wipo lagen nun direkt nebeneinander und es bedurfte nur einer Verständigung mit Blicken, um gleichzeitig aufzuspringen und aus voller Kehle zu schreien.

Die Schrecksekunde der Wildschweine nutzten sie, um wie zwei Eichhörnchen auf den Baum zu klettern. Unter ihnen wüteten nun die Wildschweine. Sie durchwühlten mit ihren Rüsseln alles, was auf dem Lagerplatz herumlag, verbissen sich in die

Satteltaschen, knabberten an der Laute und zerrissen die Satteldecken. Als das Spiel schließlich uninteressant geworden war, trotteten sie in den Wald zurück.

Der Morgen dämmerte schon, als Wipo und Felix es endlich wagten, den Baum zu verlassen.

Wipo war kreidebleich, wie Felix im Dämmerlicht bemerkte. Die beiden suchten in der Unordnung, die die Schweine hinterlassen hatten, ihre noch brauchbaren Dinge zusammen und beschlossen, so schnell wie möglich diesen Platz zu verlassen. Ihre Pferde waren in den Wald gelaufen. Vermutlich aus Furcht. Sie fanden sie nach einigem Suchen, sattelten auf und begaben sich wieder auf ihren Weg.

Es dauerte lange, bis einer der beiden das Schweigen brach.

„Ich habe Hunger!“ sagte Wipo von Rauenfels.

„Ich werde ein paar Wurzeln suchen.“ Felix lenkte sein Pferd vom Weg ins Gebüsch und stieß dort beinahe mit dem Weißen Hirschen zusammen. Fast hätte er Infahan, den Bewacher des geheimnisvollen Bergwerkes angesprochen, so vertraut war ihm mittlerweile sein Anblick.

„Es droht Gefahr“, sagte er vor sich hin, dann rief er nach Wipo: „Kommt her, schnell!“ Wipo kam durch das Gebüsch angeritten und starrte fassungslos das große Tier an, das ihn unverwandt anblickte.

„Was geht hier vor? Langsam werdet Ihr mir unheimlich!“ stieß Wipo zwischen den Zähnen hervor, die er zusammenpreßte, um zu verhindern, daß Felix merkte, wie sehr sie klapperten vor Angst.

„Still! Mir nach!“ zischte Felix und folgte dem Hirschen, der sie in den Wald führte. Sie waren keine hundert Schritte in die Tiefe des Waldes vorgedrungen, als sie hinter sich aufgeregte Stimmen hörten:

„Hier enden ihre Spuren! Seht, hier... und hier... Sie scheinen sich in Luft aufzulösen. Irgendwo müssen sie hier sein. Sucht

nach ihnen.“ Sie hörten Hundegebell, das Wiehern der Pferde. Die Hunde bellten aufgeregt, sie hatten offensichtlich ihre Witterung verloren. Mit klopfendem Herzen saßen Felix und Wipo auf ihren Pferden. Sie durften sich nicht von der Stelle rühren, geschweige denn irgendeinen Laut von sich geben.

Felix suchte mit den Augen den Weißen Hirsch. Doch er war verschwunden. Wieder hörten sie die harte Stimme eines Ritters, der die Hunde zum Suchen aufforderte. Die Verfolger konnten nicht begreifen, daß die beiden verschwunden sein sollten, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

„Sucht nach umgeknickten Zweigen“, rief einer laut. „Vielleicht sind sie vom Weg in den Wald geritten.“

Wipo blickte entsetzt zu Felix. Der hob beruhigend seine Hand und legte einen Finger an die Lippen.

„Durch dieses dichte Unterholz kann man nicht reiten, ohne eine Bresche zu schlagen“, erwiderte ein anderer Ritter. „Und hier sind alle Blätter unversehrt. Ich glaube eher, daß die Hunde auf der falschen Spur gewesen sind. Hier können sie gar nicht gewesen sein!“

Den Hunden wurde gepfiffen, die Meute sammelte sich. Die Ritter saßen wieder auf und ritten auf dem Weg zurück, den sie gekommen waren. Langsam verhallte in der Ferne das vereinzelte kurze Anschlagen der Hunde.

„Ich glaube, ich werde allein weiterreisen“, sagte Wipo von Rauenfels leise, aber deutlich und setzte sein Pferd wieder in Bewegung.

„Sie sind jetzt hinter uns beiden her. Deshalb müssen wir zusammenbleiben“, entgegnete Felix. „Wir müssen nur darauf achten, daß wir nicht wieder im Kreis laufen. Merkt Euch den Sonnenstand, es ist früh am Tage. Wie lange dauert es noch bis Stahude?“ Er hielt sein Pferd dichter hinter dem von Wipo.

„Ohne solche Zwischenfälle müßten wir heute abend dort sein.“ Wipo erwähnte den ganzen Tag kein einziges Mal den Weißen

Hirsch. Er erschien ihm so unheimlich, daß er mehr an eine Einbildung glaubte. Sie ritten noch lange durch den dichten Wald.

Die Pferde wurden immer unruhiger, sie hatten seit gestern nichts mehr gesoffen. Als sie plötzlich immer schneller wurden, hofften die beiden Reiter, daß die Tiere Wasser gespürt hätten, und das bestätigte sich auch nach kurzem Suchen. Der Fluß, der sie nach Stahude leiten sollte, floß durch den Wald. Gierig saßen die Tiere das kalte und klare Wasser. Der Fluß war hier schon so breit und tief, daß man unmöglich die Pferde ins Wasser schicken konnte, um die Spuren zu verwischen. So ritten sie am Ufersaum entlang, bis sich der Wald lichtete und sie einen Weg kreuzen mußten.

Der Weg folgte dem Ufer, bis das Flußbett enger und immer enger wurde. Große Felsen verengten den Flußlauf und ließen ihn zu einem reißenden Gewässer werden.

„Es dauert nicht mehr lange“, sagte Wipo, „dann werden die Felsen so schmal, daß eine kleine Brücke darüber gelegt wurde. Sie ist auch mit Pferden begehbar, aber nur, wenn die Tiere Mut haben. Sie hat kein Geländer und besteht eigentlich nur aus zusammengebundenen Hölzern. Darunter tobt und gischtet das Wasser. Wer da hineinfällt, ist verloren.“

„Müssen wir da hinüber?“

„Das ist der kürzeste Weg nach Stahude. Man kann auch eine Weile am Fluß weiterreiten, der dann wieder breit und träge wird. Es kommt eine Furt, an der ein Gasthaus liegt. Oderichs Furt wird sie genannt. Aber nicht immer kann man dort durch den Fluß, es kommt auf den Wasserstand an.“

„Dann müssen wir es versuchen“, meinte Felix. „Aaron hat Mut.“ Er tätschelte ihr den Hals.

Anfangs kamen sie rasch voran, die Pferde waren ausgeruht und der Weg so gut, daß sie oft traben oder galoppieren konnten.

Doch dann begann der Himmel sich zu bewölken, in der Ferne

zog ein Gewitter herauf. Wipo sah sorgenvoll zu den Wolken, er wollte sein Pferd zu größerer Eile antreiben. Als die ersten Blitze noch ohne Donner den Himmel durchzuckten, begann sein Tier unruhig zu werden.

„Ich glaube, wir werden bald naß“, rief er zu Felix hinüber.

„So verlieren die Hunde wenigstens unsere Spur.“ Felix versuchte Wipo etwas aufzuheitern.

Das Gewitter kam schnell näher und auch Aaron zeigte jetzt Furcht. Felix hatte Mühe, sie auf dem Weg zu halten, der jetzt schmaler und enger wurde.

Felix stieg öfter ab, um sein Ohr an den Boden zu pressen. Er hatte vor dem Gewitter oft angehalten und gelauscht, ob irgendwo Hundegebell zu vernehmen sei. Der laute Donner ließ das nicht mehr zu, er rollte so laut über ihre Köpfe hinweg, daß sonst nichts mehr zu hören war. Als Felix zum vierten Mal abgestiegen war, begannen die ersten dicken Tropfen zu fallen.

„Wenn Ihr nicht so oft absteigen würdet, um das Gras wachsen zu hören, wären wir bald an der Brücke“, sagte Wipo ungeduldig.

„Wahrscheinlich habt Ihr recht. Aber... hört! Ist das nicht Hundegebell in der Ferne? Hört Ihr das?“

„Das kann auch ein Bauernköter aus der Umgebung sein. Oder Wölfe. Die hört man öfter. Oder das Donnergrollen. Das Gewitter ist fast über uns.“ Kaum hatte Wipo seinen Satz beendet, zischte ein fetter Blitz vor ihnen zur Erde und zur gleichen Zeit brach ein Donner los, der Aaron so erschreckte, daß sie ohne ihren Reiter davongaloppierte.

Felix sprang auf und versuchte, sein Pferd zu erreichen, aber der Platzregen, der niederging, weichte den Boden in Sekunden-schnelle auf, sodaß er ausrutschte und der Länge nach auf die Erde fiel. Wipo gab seinem Pferd die Sporen und brachte Aaron zurück. Felix strich sich mit dem Ärmel über sein verschmutztes Gesicht. Der Himmel hatte alle Schleusen geöffnet, die beiden Reiter waren schon bis auf die Haut durchnäßt.

„Ich höre wieder Hundegebell!“ schrie Felix zu Wipo, der mit den Achseln zuckte.

„Ich wäre an Eurer Stelle nicht so sorglos!“ Felix wurde immer wütender. Der Regen lief in Strömen über seinen Körper. Durch den Wasserschleier, der über der Landschaft lag, konnte man kaum noch etwas sehen. Felix setzte sein Pferd in Bewegung. Sie konnten nur Schritt reiten, galoppieren wäre zu gefährlich gewesen. So kamen sie nur langsam voran. Er war sicher, in der Ferne Hundegebell gehört zu haben. Immer wieder versuchte er durch das Gewitter und den Regen hindurchzuhören, ob er nicht irgend etwas Verdächtiges bemerken könnte.

Da! Es war ganz deutlich, sogar ziemlich nah. Das waren Hunde, nicht ein einzelner Bauernkötter, es war eine Meute. Man konnte es deutlich zwischen den Donnerschlägen hören. Felix versuchte, die Richtung zu bestimmen, aus der das Gebell jetzt immer deutlicher an sein Ohr drang.

„Hört Ihr?“ rief Felix zu Wipo. „Da sind sie! Los!“ schrie er, „Los!“ Er galoppierte ohne Rücksicht auf den schlammigen Boden.

Noch war niemand zu sehen, aber das Gebell kam näher. Felix jagte im gestreckten Galopp vor Wipo her. Immer wieder schaute er zurück, um die Verfolger zu erkennen. Aus dem Wald kam eine Meute von drei oder vier Hunden, die mit weit ausholenden Sprüngen den Abstand zwischen sich und den Fliehenden verkürzten. Dahinter Ritter Odilo und die beiden anderen Verfolger. Sie trieben die Hunde mit lauten Rufen an.

Das Gewitter tobte nun noch wilder, nahezu ununterbrochen krachte der Donner. Fast schwarz war der Himmel. Die Blitze stießen wie Pfeile zur Erde und tauchten alles in grelles Licht.

Regen peitschte über das Land. Er kam in solchen Mengen vom Himmel, daß das Wasser eine Wand bildete, durch die man kaum ein paar Meter sehen konnte.

Felix und Wipo schrien und hetzten ihre Pferde, die wie getrie-

ben mit Schaumfetzen an den Mäulern auf die Brücke zujagten. Es war nur ein morscher Steg, der über die Schlucht führte. Felix konnte Aaron kaum bremsen. Der Boden war tief und rutschig. Aaron hatte große Mühe, aus ihrem rasenden Galopp anzuhalten. Felix schrie auf, er sah sich schon mit seinem Pferd in die Schlucht stürzen...

Keine fünfzig Schritte waren die Hunde hinter ihnen, als Felix noch im Laufen absprang, die Zügel nahm und Aaron voraus über das schmierige und glitschige Holz führte. Das Pferd folgte ohne Zögern.

Wipo und sein Pferd taten es ihnen nach. Sie hatten aber durch das Absteigen so viel Zeit verloren, daß nur noch eine Möglichkeit blieb: Geistesgegenwärtig entriß Wipo Felix das Schwert, das dieser schon zum Kampf gezogen hatte, und mit einer Kaltblütigkeit, die ihm niemand zugetraut hätte, rannte Wipo zum Steg zurück. Die Hunde setzten auf den Brettern schon zum Sprung an. Mit einem tollkühnen Hieb zerschlug Wipo alle Seile. Krachend fielen die Hölzer in den gurgelnden Schlund. Das Bellen der hetzenden Hunde erstarb, während sie mit in die Tiefe gerissen wurden. Das Donnernrollen und das Toben des Flusses in der Schlucht vereinten sich zu einem infernalischem Lärm.

Hinter großen Felsblöcken suchten die beiden mit ihren Pferden Schutz vor den wütenden Attacken der Ritter, die einen Hagel aus Pfeilen über die Schlucht schickten.

Der Regen hatte nachgelassen, das Gewitter war aber noch nicht vorüber. Immer wieder durchzuckten grelle Blitze den Himmel. Felix nahm seinen Bogen und schoß zurück. Sein Vorrat an Pfeilen aber nahm nicht ab, denn Wipo sammelte behende die hinter die Felsen gefallen Pfeile der Feinde ein.

Und dann vernahm man vom anderen Ufer ein regelmäßiges Geräusch, wie das Schlagen einer Axt auf Holz. Wipo kroch auf dem Bauch unter einen Felsvorsprung und äugte hinaus.

„Sie fällen einen Baum“, schrie er. „Sie bauen eine neue Brücke!“

Die wütenden Attacken mit Pfeilen boten dem Ritter Deckung, der mit seiner Streitaxt einen Baum zu fällen versuchte.

Felix kroch auf dem Bauch um den Felsen herum und versuchte den Ritter zu erkennen, der eine große Tanne bearbeitete. Wenn die Tanne fiel, würde sie einen Steg über die Schlucht bilden. Der Ritter schlug so geschickt, daß Felix meinte, den Baum sich schon neigen zu sehen. Er nahm sich ein Herz, sprang auf, spannte den Bogen und schoß gezielt auf den Ritter. Und er traf. Der Ritter schrie auf, ließ seine Streitaxt fallen und wälzte sich im Morast. Alles ging so schnell, daß die beiden anderen nicht mehr reagieren konnten.

Plötzlich war Stille. Felix lugte zwischen den Felsblöcken hervor und sah im Oberschenkel des Baumfällers seinen Pfeil stecken. Die beiden Spießgesellen zerrten den Verletzten aus Felix' Schußfeld. Ihr lautes Fluchen war bis hinter die Felsen zu hören.

„Was ist jetzt?“ fragte Felix leise, als von den Rittern nichts mehr zu vernehmen war und strich sich die nassen Haare aus dem Gesicht.

„Entweder es ist eine Falle oder sie haben sich entschlossen, zu Oderichs Furt zu reiten.“

Vorsichtig lugten sie um die Ecke des Felsens. Die Reiter hatten tatsächlich aufgegeben und ritten in Richtung der Furt. Der Verletzte trug einen Verband, den die Ritter aus einem zersetzten Wams gemacht hatten.

„Jetzt haben wir einen Vorsprung“, sagte Wipo. „Wir müssen uns trotzdem beeilen. Vor Einbruch der Dunkelheit müssen wir an der Stadtmauer sein. Früher gab es einen Schleichweg hinein, an den Stadttoren vorbei.“

Sie warteten noch eine Weile, um sicher zu gehen, daß ihnen die Ritter keine Falle gestellt hatten. Dann stiegen sie auf und machten sich auf den Weg nach Stahude, der jetzt nicht mehr am Fluß entlang, sondern querfeldein durch Äcker und Wiesen verlief.

„Laßt uns eine Rast machen“, schlug Wipo vor, als die Sonne endlich die Gewitterwolken vertrieben hatte. „Unsere Pferde haben es verdient.“

„Es darf nur nicht zu lange sein“, erwiderte Felix. „Ich will keine Zeit verlieren.“ Er mußte sogleich an Bruder Samoht denken:

„Man kann keine Zeit verlieren...“ hatte der gesagt.

Ein paar Bäume boten Schutz vor der Sonne, die jetzt wieder brannte. Felix lehnte sich an einen Baum und schloß die Augen. Er dachte an Enna und seufzte. Wie gern würde er sie wiedersehen. Aber er hatte nicht den geringsten Hinweis auf ihren Aufenthaltsort. Ob es ihr wohl auch so ging, wie ihm?

„Ihr seufzt, als wäret Ihr verliebt.“ Wipo sah neugierig zu Felix, gespannt auf dessen Reaktion.

„Vielleicht...“ Felix hielt die Augen geschlossen. Wipo legte sich ins Gras und schlief sofort ein. Felix versuchte, sich wachzuhalten. Es gelang ihm aber nicht. Auch er war nach kurzer Zeit eingeschlafen.

Ein kleine Wolke, die sich vor die Sonne schob und sie für einen Moment verdunkelte, ließ Wipo hochschrecken. Er rüttelte Felix wach:

„Wir müssen weiter.“

„Wie lange seid Ihr schon fahrender Sänger?“ fragte Felix, nachdem er sich den Schlaf aus den Gliedern gereckt hatte.

„Seit fünf Jahren. Aber wenn das so weitergeht, dann nicht mehr lange.“

„Aber warum denn?“ fragte Felix teilnahmsvoll.

„Weil ich dann verhungert bin“, sagte Wipo von Rauenfels. „Die Wildschweine heute morgen haben die letzten Krümel aufgefressen.“

„Kennt Ihr Euch nicht mit Beeren und Wurzeln aus?“

„Beeren gibt es jetzt ja noch nicht. Und Wurzeln sind schwer zu finden, wenn es keinen Wald gibt, so wie hier... Sagt mal“, fügte

er nach einer Weile hinzu, „schwitzt Ihr nicht in diesen Leder-
gamaschen? Ich würde das nicht aushalten. Zieht sie doch aus
und bindet sie an den Sattel.“

„Schwitzen? Nein“, log Felix. „Aber laßt uns lieber weiter.
Aber... holla!“ er sprang auf, und blickte sich um. „Wo sind denn
unsere Pferde?“

Er pfiß so laut er konnte. Aus den nahen Fichten kam die Ant-
wort von Aaron. Sie wieherte leise und klagend. Felix stutzte. Er
fand sie schnell. Sie stand mit Wipos Pferd auf einer kleinen
Lichtung. Wipos Pferd graste friedlich, Aaron dagegen hob im-
mer wieder ihren rechten Vorderhuf.

„Sie lahmt“, sagte er zu sich und untersuchte ihr Bein. Er fand
keine äußeren Verletzungen, aber das Tier hatte Schwierigkeiten
beim Gehen. An Traben oder Galoppieren war gar nicht mehr zu
denken.

„Sie hat sich wohl vorhin verletzt, als der Boden so glatt war“,
vermutete Wipo. „Aber wir müssen jetzt losreiten. Die drei Ritter
sind sonst in der Stadt, bevor wir von weitem die Stadtmauer
sehen können. Dann brauchen sie nur auf uns zu warten.“

„Wir müssen es versuchen. Vielleicht hat sie sich den Fuß nur
etwas verstaucht.“ Felix war zuversichtlich, daß sein Pferd ihn
nicht im Stich lassen würde.



In Stahude

„Endlich!“ freute sich Felix, als er weit in der Ferne die Kirchturmspitzen einer Stadt aus der diesigen Luft ragen sah. Stahude, die Residenzstadt König Ziroms lag vor ihnen. Er hatte auf dem langen Ritt, seit dem Kampf an der Brücke, viel darüber nachgedacht, wie er wohl ungesehen in die Stadt gelangen könnte. Dabei hatte er viele Möglichkeiten erwogen und war dann zu dem Schluß gekommen, Wipo, dem er seit dessen Heldentat an der Brücke vertraute, um Rat zu fragen.

„Ich habe auch die ganze Zeit darüber nachgedacht“, sagte Wipo. „Es gibt in der Nähe einen Häusler, bei dem ich einmal übernachten mußte, als die Stadttore schon geschlossen waren. Wir sollten zu ihm gehen und darauf hoffen, daß er einen Schleichweg in die Stadt kennt.“

„Liegt die Hütte am Weg oder müssen wir einen Umweg machen?“ Felix war besorgt. Er wollte jede Verzögerung vermeiden. „Höchstens eine halbe Stunde Umweg.“

Felix zuckte mit den Schultern: „Dann ist es wohl das Beste.“

Kurze Zeit später lenkte Wipo sein Pferd nach links vom Weg ab auf einen unscheinbaren Pfad, der in wilde Heide hinein führte. Aaron mühte sich redlich, aber die beiden Reiter mußten immer öfter Pausen einlegen, um dem Pferd Erholung zu gönnen. Der Fuß war stark geschwollen. Lange würde Aaron nicht mehr durchhalten können.

Endlich tauchte das Dach der kleinen Hütte auf. Aaron schleppte sich mehr als sie lief zum Brunnen davor und trank erschöpft und in tiefen Zügen. Felix sah ihr mit großer Sorge zu, als eine helle Stimme rief:

„Felix! Felix!“ Er fuhr herum. Aus dem Haus kam ein Mädchen gelaufen, blond mit dicken Zöpfen.

„Enna! Was machst du denn hier?“ Felix war außer sich vor Freude. Enna lachte:

„Das gleiche wollte ich Euch fragen! Ich sah Euch von Ferne kommen und erkannte Euch sofort am Pferd. Wer ist Euer Begleiter?“ fügte sie leise hinzu, mit angstvollem Blick auf Wipo.

„Ein Freund. Man kann ihm vertrauen. Aber erzähle, wie du hierher gekommen bist.“

„Was ist mit Aaron? Sie lahmt ja ganz fürchterlich.“ Enna hatte Felix Frage überhört, sie sah besorgt an Aarons Bein hinunter. Sie ergriff die Zügel und führte Aaron, ohne Felix zu fragen, in den Stall.

Felix mußte sich bücken, um sich nicht an dem niedrigen Türbalken den Kopf zu stoßen. Nachdem Enna die Stute angebunden hatte, hob sie Aarons Huf an und untersuchte ihn genau. Aaron wehrte sich dagegen und zog das Bein aus Ennas Hand, scharfte ein paarmal vorsichtig auf dem Stallboden und stellte es auf die Spitze des Hufes.

„Sie hat sich wohl den Fuß verstaucht“, sagte Enna und sah zu Felix. Dessen Herz begann wie rasend zu klopfen, als er seinen ganzen Mut zusammennahm und ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht strich.

Enna sagte kein Wort und schloß die Augen. Felix beugte sich vorsichtig vor und küßte schüchtern ihren Mund. Sie nahm seine Hand. Felix wäre am liebsten noch Stunden allein mit ihr im Stall geblieben. Sie hatten sich ins Stroh gesetzt und merkten nicht, wie es draußen dunkler wurde. Irgendwann fragte Enna leise:

„Was ist mit Aaron passiert?“ Felix hatte immer noch rasendes Herzklopfen und stotterte:

„Es ist immer schlimmer geworden, sie kann kaum noch laufen. Aber... erzähle endlich, wie du hierher kommst!“

„Graf Bredo ließ mich aus der Küche holen und warf mich in ein Verlies. Man hat mich des Mordes an meinem Großvater beschuldigt. In der Nacht kam Graf Bredo, entschuldigte sich für sein Verhalten und erzählte, was mit Euch geschehen war. Man schleuste mich durch einen unterirdischen Gang aus der Burg und brachte mich hierher.“

„Hast du keine Angst gehabt?“

„Doch. Es war schrecklich. Ich bin im Verlies vor Angst fast gestorben.“

„Wer sind die Leute, bei denen du jetzt wohnst?“ Felix war gespannt auf die Antwort.

„Es sind Freunde meines Großvaters. Sie kannten ihn gut und sie waren ein paarmal bei uns zu Gast. Sie sind sehr freundlich zu mir.“ Enna strahlte Felix an.

Felix war erleichtert.

„Dann führe uns zu ihnen. Ich bin ein sehr unhöflicher Gast.“

Die beiden Alten entboten ehrerbietig den Gruß, als Felix in die kleine ärmliche Hütte trat. Mit dem wertvollen Schwert an der Seite sah er aus wie ein junger Ritter.

„Gott zum Gruße“, erwiderte Felix in höflichem Ton.

„Welche Ehre, einen edlen Ritter in unserer armseligen Hütte als Gast begrüßen zu dürfen. Wir können Euch nichts als einen Teller Hirsebrei und ein Lager für die Nacht anbieten. Wenn Ihr damit vorlieb nehmen wollt...?“ Der alte Mann verbeugte sich tief. Felix freute sich über das Angebot, bemerkte aber gleichzeitig das Mißtrauen in den Augen des Alten. Er hatte vor irgend etwas Angst.

„Ich bin kein Ritter“, sagte Felix.

„Aber... das Schwert! Solche Schwerter tragen nur Ritter.“ Der Alte war verwirrt.

Enna kam Felix zu Hilfe: „Er war es, der mich aus den Händen der drei Raubritter befreite. Ihm gebührt immer noch Dank.“

Sie lächelte ihn an. Felix konnte seinen Blick nicht von ihrem Gesicht wenden. So sah er nicht, wie die Augen des Alten aufleuchteten.

„Es wird Zeit, daß dieser Spuk ein Ende hat“, sagte dieser, richtete sich auf und rief drohend: „Ritter Essal von Eschehorne wird mit diesem Gesindel kurzen Prozeß machen. Es dauert nicht mehr lange, dann wird König Regloh es nicht mehr wagen, seine Raubritter über die Grenze zu schicken. Ritter Essal kommt zurück. Bald!“ Schließlich schrie er fast.

Erschrocken hielt der Alte inne. In seinem Gesicht war deutlich Unsicherheit zu lesen. Unsicherheit darüber, wen er vor sich hatte und ob er nicht zu weit gegangen war.

„Verzeiht meine unbedachten Äußerungen“, wandte er sich wieder an Felix, während seine Frau ihn mit entsetzt aufgerissenen Augen anstarrte.

„Ihr habt Enna gerettet. Daraus schließe ich, daß man Euch vertrauen kann. Aber gestattet einem unwürdigen Häusler die Frage: Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“

Felix überlegte kurz. Er vertraute diesen alten Leuten vollkommen. Sie waren Vertraute des alten Haakon gewesen und Graf Bredo hatte Enna hierher bringen lassen. Es bestand also kein Grund, ihnen zu verheimlichen, wer er wirklich war.

„Ich bin Felix von Eschehorne.“

Der Alte wurde leichenblaß, Enna starrte Felix sprachlos an.

„Dann... dann seid Ihr Essals Sohn?“ stotterte der Alte.

Felix nickte: „Ja.“

Der alte Mann begann vor Freude und Ehrfurcht zu zittern. Er ergriff Felix' Hand und küßte sie.

„Daß ich das noch erleben darf! Daß ich das noch erleben darf!“ wiederholte er immer wieder, er ließ Felix' Hand nicht los. Tränen der Freude stürzten über seine zerfurchten Wangen.

„Haakon hat es vorhergesagt: Wenn Essals Sohn kommt, ist auch Essal nicht mehr fern. Der Große Kampf steht unmittelbar bevor.

Und wir werden siegen!“ Er weinte hemmungslos. Felix fürchtete um das Leben des Alten, so erschüttert und aufgewühlt war dieser. Enna führte ihn zu einem Hocker und benetzte seine Stirn mit einem kühlen Lappen.

Wie eine Mauer schob sich der Respekt vor dem berühmten Namen zwischen das Mädchen und Felix. Enna sah ihn jetzt mit traurigen Augen an. Beiden war klar, daß ihre Liebe enden mußte, bevor sie überhaupt beginnen konnte. Die Enkelin eines armen Häuslers durfte sich nicht in den Sohn eines berühmten Ritters verlieben.

Nach langem Schweigen stand der alte Mann auf und sprach fast feierlich: „Ich kenne Euren Auftrag und das Ziel nicht. Aber ich werde alles tun, Euch zu helfen.“

„Ich muß so schnell wie möglich in die Stadt gelangen“, sagte Felix. „Kennt Ihr den Abt des Klosters?“

„Nein, ich kenne ihn nicht. Einige Mönche des Klosters wohl, aber nicht den Abt.“

„Ich muß auf alle Fälle ungesehen zu ihm gelangen. Kennt Ihr Schleichwege in die Stadt hinein?“

„Es ist sehr schwer, ungesehen in die Stadt zu gelangen. Die Stadttore werden scharf bewacht. Und die Schleichwege wurden alle beseitigt. Man muß immer an den Wachen vorbei.“

„Kennt Ihr die Wächter? Kann man sie bestechen?“

„Die Wachposten wurden ausgetauscht. Noch vor ein paar Wochen waren die Tore tagsüber sperrangelweit offen. Niemand scherte sich darum, wer hinein- oder herausging. Aber in diesen Zeiten! Jetzt wird jede Bewegung registriert. Auch wird mancher Reisende an den Stadttoren abgewiesen.“

„Welche Gründe hat der König für diese strengen Maßnahmen?“ Der Alte sah Felix ernst in die Augen: „Wißt Ihr es noch nicht? Ich dachte, Euer Auftrag hängt damit zusammen?“

„Ihr sprecht in Rätseln. Ich verstehe nicht, was Ihr mir sagen wollt. So redet!“

„Der König ist verschwunden“, sagte der Alte leise. Schockiert sprang Felix auf.

„Verschwunden, sagt Ihr?“

„Ja, seit einiger Zeit. Er soll bei der Jagd seinen Schwager aus Versehen mit der Armbrust getötet haben, als er auf einen wilden Keiler anlegte. Zur Buße hat ihm sein Beichtvater eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela auferlegt, so heißt es. Er ist am selben Tage im Büberhemd aufgebrochen. So sagt man...“, fügte er hinzu.

Felix bemerkte den nachdenklichen Nachsatz nicht, so sehr wirbelten die Gedanken durch seinem Kopf. Er mußte sofort in die Stadt, das wurde ihm immer klarer. Aarons Mißgeschick hatte ihn sehr zurückgeworfen. Vielleicht hatte es ihn sogar die entscheidenden Stunden gekostet. Der erste Teil des verräterischen Planes schien geglückt: König Zirom war ausgeschaltet!

„Ich muß nach Stahude“, sagte er erregt. Er packte den Alten an den Schultern. „Ihr müßt mir helfen!“

„Das will ich gern tun. Ihr müßt einfach durch das Stadttor gehen. Das fällt am allerwenigsten auf.“

Felix schaute ihn ungläubig an. „Es wird jeder auf das schärfste kontrolliert, denke ich, in diesen schweren Zeiten? Und ich falle auf. Das ungewöhnliche Pferd, das Schwert. Nein! Das geht nicht.“

„So habe ich es auch nicht gemeint!“ erwiderte der alte Mann. „Ihr laßt Euer Pferd hier. Es hat die Ruhe dringend nötig. Enna wird es sicher gern pflegen. Ihr geht als Mönch in die Stadt. Kein Wächter wagt es, die Mönche des Klosters zu kontrollieren, zu mächtig ist der Abt. Ich besorge Euch eine Kutte.“

Er stand auf und wartete auf Felix' Zustimmung. Der nickte nach kurzem Überlegen.

Der Alte verschwand aus der Tür und Felix bemerkte mit Schrecken, daß auch Enna in einem unbemerkten Moment die Hütte verlassen hatte. Suchend sah Felix sich um, ob er sie nicht doch

im flackernden Licht des Herdfeuers in dem kleinen Raum ausmachen könnte. Er entdeckte aber nur die Frau des Alten, ansonsten war er mit Wipo allein.

Felix trat vor die Tür. Der Mond war schon aufgegangen. Attirb, so war der Name der alten Frau, ging nach ihm aus der Tür und verschwand hinter der kleinen Hütte. Felix betrachtete versonnen den Mond, der als große leuchtende Scheibe über dem Horizont stand und sein fahles Licht über die weite Landschaft schickte. Als er Geräusche hörte, erwachte er aus seinen Träumen und bemerkte, wie Attirb und Enna schweigend Kräuter für die Behandlung Aarons sammelten. Enna vermied jeden Blickkontakt mit Felix und sah während der ganzen Zeit zu Boden.

Attirb war eine kundige Kräutersammlerin, die in ihrem Garten hinter dem Haus eine Vielzahl von verschiedenen Heil- und Teekräutern anbaute.

„Euer Pferd benötigt einen Verband“, sagte die Alte leise zu Felix. Felix nickte, als er den beiden in den Stall folgte.

Sorgsam legten Felix und Enna Aaron den Verband an, den Attirb mit einer weißen Paste bestrichen hatte. Und um den geschwollenen Knöchel des Tieres banden sie Beinwellblätter.

Es war dunkel im Stall, Enna hielt eine Kerze, die nur spärliches Licht spendete.

Als sie aus der Tür traten, blies Felix die Kerze aus und nahm Enna in den Arm. Sie legte weinend ihren Kopf auf seine Schulter. Wortlos standen sie eine ganze Weile, bis sie sahen, wie der Alte in die Hütte trat. Enna wischte sich ihre Tränen ab, löste sich von Felix und ging zurück zu Aaron. Felix verstand, daß sie allein sein wollte. Er folgte dem alten Mann in die Hütte.

„Zieht das an“, murmelte der Alte. Er hatte zwei Kutten mitgebracht, eine für Felix und eine für Wipo.

„Wir gehen nicht gemeinsam“, sagte Wipo von Rauenfels sofort.

„Ich wage es als erster. Sollte mir etwas zustoßen, so werdet Ihr

es schnell gewahr und könnt einen anderen Weg wählen. Wir werden erwartet. Aber wenn wir einzeln kommen und dann noch als Mönch verkleidet sind, wird uns hoffentlich niemand erkennen.“

Unruhig schliefen alle Bewohner der Hütte in dieser Nacht. Felix dachte an Enna und Enna an Felix. Schon beim ersten Hahenschrei waren alle auf den Beinen. „Bruder“ Wipo wollte ungern auf seine Laute verzichten. Nur mit Mühe war er davon zu überzeugen, daß sie ihn verraten könnte. Er brach kurz nach Sonnenaufgang auf. Es waren ungefähr drei Stunden Fußmarsch bis Stahude. Felix folgte kurze Zeit später. Enna versprach, auf Aaron und auf Wipos Pferd achtzugeben. Felix drehte sich noch oft nach ihr um. Sie stand an der Hütte und weinte, während sie Felix zum Abschied winkte.

Felix wäre am liebsten zurückgelaufen, um sie zu trösten, aber Enna verschwand in der Tür. Traurig setzte Felix seinen Weg fort. Ob er sie wohl noch einmal wiedersehen würde?

Das kurze Schwert an seiner Seite hatte er am Bein so befestigt, daß es ihn beim Marschieren nicht behinderte und auch nicht unter der Kutte zu sehen war.

Der Weg wurde breiter und bequemer. Ab und zu überholten ihn schwerfällige Ochsenkarren, die ihn in eine Staubwolke einhüllten. „Gott zum Gruße, Bruder“, rief ein Wagenlenker. „Steigt auf, wir nehmen Euch mit.“

Felix stieg auf und hing seinen Gedanken nach, während der Karren ächzend und quietschend über die Landstraße fuhr. Felix wurde heftig hin- und hergeschüttelt.

Stahude war von einer mächtigen Mauer umschlossen, die aussah, als könnte niemand unbemerkt in die Stadt hinein. Sie war

aus dicken, regelmäßig behauenen Steinquadern aufgeschichtet, die außen so glatt waren, daß kein Vorsprung auch nur einer Katze Platz geboten hätte. Hoch über der Stadt lag, noch einmal mit einer dicken, wehrhaften Mauer gesichert, König Ziroms mächtige Burg mit dem alles überragenden Burgfried. König Zirom hatte Vorsorge für den Kriegsfall treffen lassen. Seine Burg und seine Stadt konnten vielen Angriffen widerstehen.

Rings um die Stadt zog sich ein breiter und tiefer Graben, aus dessen Wasser sich steil die Mauer erhob. Die Stadt war im Grunde nur durch Verrat einzunehmen. Und das war es, was Stahude und dem ganzen Reich Meridan drohte:

Verrat!

Der Karren näherte sich ächzend dem Stadttor. Felix zog es vor, die letzten Meter zu Fuß zurückzulegen. Er zog die Kapuze noch tiefer ins Gesicht, prüfte unauffällig den Sitz seines Schwertes, faltete die Hände über dem Bauch und holte tief Luft. Was ihm jetzt bevorstand, übertraf an Gefährlichkeit alles zuvor Geschehene. Der Weg durch die Stadt ins Kloster schien ihm eine von Fallgruben gespickte Wegstrecke.

Der Wächter beschäftigte sich mit dem Lenker des Ochsenkarrens. Unwirsch fragte er ihn:

„Wohin willst du?“

„Zum Markt, Herr.“

Der Bauer senkte unterwürfig seinen Kopf. Vermutlich war er schon ein paarmal nicht in die Stadt eingelassen worden. Die Bauern waren der Willkür der Wachen ausgeliefert, sie schickten oft ohne erkennbaren Grund so manchen wieder nach Hause. Felix näherte sich dem Wachhäuschen, hob segnend die Hand, murmelte ein paar lateinische Floskeln und ging weiter.

„Halt!“ schrie hinter ihm die Wache.

Felix blieb abrupt stehen. Das Blut schoß ihm in den Kopf. Langsam drehte er sich um.

„Verzeiht, Bruder!“ sagte da der Wachmann. „Ich habe Euch im Halbdunkel nicht erkannt. Bitte geht weiter.“

Felix hob wiederum segnend die Hand und verließ den Schatten des Torbogens. Hinter ihm blieben die Wache und der Bauer im Dunkel des Torhauses verborgen, so gleißend schien die Sonne. Erleichtert beschleunigte Felix seine Schritte und bog in eine der ersten Seitenstraßen ein.

Er mußte nun so schnell wie möglich durch die unbekannte Stadt hindurch zum Kloster zur Himmlischen Pforte gelangen. Das war ein schwieriges Unterfangen, auch wenn der alte Mann ihm den Weg genau erklärt hatte. Felix landete am Hafen von Stahude. Er ging an den behäbigen Holzschiffen vorbei, die am Kai vertäut lagen und deren Waren über das Wasser an die Kunden verhökert wurden. Die meisten waren Fischerkähne. Es gab alle Sorten Fisch zu kaufen: Heringe, Dorsche, Steinbutt, Flundern, Krabben. Alles was das Meer und die Flüsse im Lande Meridan hergaben, wurde im Hafen und auch auf dem Markt der Residenzstadt feilgeboten.

Felix vergaß über dem bunten und geschäftigen Treiben fast seinen Auftrag. Am Eingang des Hafens lag ein riesiger Baumstamm mitten in der Fahrrinne. Ein Wärter, der in einem Haus direkt am Hafenbecken wohnte, holte den Baum nur gegen Zahlung eine Zollgebühr ein, so daß die Schiffe ein- oder auslaufen konnten.

Felix bemerkte die Blicke der Menschen nicht, die auf ihn gerichtet waren, als er am Hafen entlang ging. Erst als ein paar kleine Kinder hinter ihm her zeigten, wurde er mißtrauisch. Unauffällig sah er an sich hinunter und wurde blaß. Die Stiefel! Kein Mönch trägt Stiefel unter seinem Gewand. Bei jedem Schritt sah man sie unter der etwas zu kurz geratenen Kutte. Jetzt mußte er handeln, das war ihm klar. Wenn die drei Ritter schon in der Stadt waren, war höchste Vorsicht geboten.

Er schritt noch etwas schneller aus, aber so zog er auch noch

mehr Blicke auf sich: Ein rennender Mönch war besonders verdächtig. Felix sah den fast fertiggestellten Turm des Münsters über dem Gewirr der Dächer hoch in den Himmel ragen. In diese Richtung lief er. Dabei drehte er sich um und sah, wie Menschen auf ihn zeigten und die Wachen alarmierten.

„Haltet ihn!“ schrien einige. „Ein Betrüger!“ Andere riefen: „Das ist der Gesuchte! Haltet ihn fest!“ Felix faßte sich ein Herz und rannte durch die Stadt, so schnell er nur konnte. Es ging um sein Leben, das war ihm klar. Er sah eine kleine dunkle Seitenstraße, in die bog er ab und rannte zwischen den schmalen hohen Häusern davon. Ohne lange zu überlegen versteckte er sich in einem dunklen Hauseingang. Er hörte Wachleute am Haus vorbeieilen, ihre Schritte hallten auf dem Kopfsteinpflaster. Die Wachen hatten nicht bemerkt, wie sich Felix in das Haus gerettet hatte. Die Stiefeltritte verhallten und schließlich war nichts mehr zu hören. Jetzt galt es, kühlen Kopf zu bewahren. Er wurde gesucht, soviel ging aus den Rufen der Menschen hervor. Er konnte es nicht noch einmal wagen, mit seinen Stiefeln unter der Kutte durch die Stadt zu laufen. Kurz entschlossen zog Felix sie aus und versteckte sie unter einer Holztreppe. Draußen kamen die Schritte der Wache wieder näher. Er hörte ihr Rufen:

„Er muß hier sein! Er kann nicht vom Erdboden verschluckt werden. Sucht ihn weiter. Achtet auf die Stiefel!“

Mit klopfendem Herzen verkroch sich Felix unter der Treppe. Mit angezogenen Beinen blieb er dort sitzen, bis er nichts mehr von draußen hörte. Er band die Gamaschen ab und stopfte sie unter den Gürtel. Die Botschaft mußte er unbedingt ins Kloster bringen, koste es, was es wolle!

Als er das Gefühl hatte, daß man nicht mehr in der Straße nach ihm suchte, verließ er, vorsichtig nach beiden Seiten spähend, das Haus. Felix senkte den Kopf, faltete wieder die Hände vor seinem Bauch und erschrak. Sein Schwert hatte sich gelöst und war unter der Kutte deutlich zu erkennen. Er verschwand wieder im

dunklen Eingang, befestigte das kurze Schwert so, daß es ihn auch beim Rennen nicht behinderte und trat erneut auf die Straße. Von den Wächtern war weit und breit nichts mehr zu sehen.

Im Schatten waren die Pflastersteine angenehm kühl, er froh fast an den nackten Füßen. Mit gemessenem Schritt trat er wieder in das Sonnenlicht des Marktplatzes. Das Münster stand auf der gegenüberliegenden Seite des großen Platzes. Dahin wendete er den Schritt, als er die Wachen direkt auf sich zukommen sah. Sie hielten Ausschau nach dem sonderbaren Mönch mit den Reiterstiefeln. Mißtrauisch beäugten sie ihn. Felix spürte die Blicke, die an ihm hinuntersahen, auf seine blanken Füße. Nur nicht schneller werden, dachte er und ging mit angehaltenem Atem an den Wachsoldaten vorbei. Sein Herz klopfte so laut, daß er Angst hatte, sie könnten es hören.

Der Marktplatz schien ihm unendlich groß, alles war voller Marktstände und Menschen, die sich hin- und herschoben und den Bauern und Händlern zuhörten, die laut schreiend ihre Waren feilboten.

Felix drehte sich unauffällig um und sah, wie die Wachen unschlüssig hinter ihm herblickten. Da verlor er die Nerven. Er rannte los und ohne Rücksicht auf irgend jemanden bahnte er sich seinen Weg durch die überraschten Marktbesucher. Er hatte einen kleinen Vorsprung, die Wachen waren so verdutzt, daß sie nicht sogleich wußten, wie sie reagieren sollten. Felix nahm die Kutte etwas höher und rannte, wie er noch nie zuvor gerannt war. Er rannte um sein Leben.

Die Wachen schrien laut und setzten ihm nach. Im Laufen holten sie aus und warfen ihre Lanzen, deren sirrender Ton durch den lauten Markttrubel zu hören war.

Sie waren schnell und Felix' Vorsprung schmolz immer mehr zusammen.

Mit einem großen Satz sprang er über einen eben aufgebauten

Marktstand, riß dabei fast den Bauern um, der vor Schreck seinen Weidenkorb fallen ließ. Dies war Felix' Rettung, ein Wachmann stolperte darüber und konnte deshalb seine Kutte nicht zu fassen bekommen, die er schon fast erreicht hatte. Mit letzter Kraft sprang Felix die Treppenstufen zum Münster empor und klammerte sich am Heilsring fest. Ihm blieb fast das Herz stehen, als er sah, wie die Wachleute wütend vor der Treppe innehielten.

„Zurück“, sagte einer von ihnen. „Wer den Heilsring berührt, darf nicht verhaftet werden, und sei er ein noch so großer Spitzbube. Aber wage es nicht“, rief er, zu Felix gewandt, „dich mehr als fünfzig Schritte vom Münster zu entfernen. Du wirst sofort verhaftet. Wir melden es dem König.“

Felix hatte ihm atemlos zugehört. Die Wachen zogen ab. Einen Mann ließen sie als Wachtposten zurück, der die ganze Zeit Felix im Auge behielt.

Felix richtete sich auf und atmete tief durch. Er schloß die Augen und schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Das Volk vor der Treppe, das sich in Windeseile versammelt hatte, beruhigte sich allmählich wieder. Sie starrten ihn unverwandt an. Angstvoll blickte Felix in die feindseligen Gesichter, die darauf warteten, daß das unterhaltsame Schauspiel seiner Flucht weiterging.

Ein Kind löste sich aus der Mauer der Gaffer und wollte die Treppe zum Münster erklettern, um Felix, den falschen Mönch, der sich an den Heilsring klammerte, an der Kutte zu ziehen. Es wurde zurückgerissen, Felix sah in den Augen der Mutter, die ihn kurz ansah, Verachtung und Angst. Er erschrak, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte. Felix fuhr angstvoll herum und sah in das unfreundliche Gesicht eines feisten Mönchs.

„Kommt“, sagte der in scharfem Ton.

Felix ließ den Ring los, an den er sich immer noch klammerte und folgte dem Mönch in die kühle, dunkle Kathedrale. Auf dem Altar brannten Kerzen und durch die farbigen Fenster flutete ge-

dämpftes Licht in den hohen Raum. Felix blieb ergriffen stehen. Der Anblick der bunten Glasfenster war überwältigend. Sie beherrschten die Fassaden der Kirche mit meterhohen Darstellungen von Szenen aus der Bibel. Felix erkannte die ganze Schöpfungsgeschichte. Es gab für jeden Tag der Schöpfung ein eigenes Fenster. Andere waren mit Szenen aus dem Leben Christi geschmückt, mit Bildern von der Kreuzigung und der Auferstehung. Der dicke Mönch war in Gedanken weitergegangen und bemerkte erst im Kreuzgang, daß Felix fehlte. Hastig kam er zurück, so schnell ihn seine Beine trugen. Erleichtert fand er Felix in das Betrachten der riesigen Kirchenfenster vertieft.

Felix erschrak, als der Mönch vor ihm auftauchte. Schnell folgte er ihm, als dieser ihn zur Eile antrieb. Sie durcheilten den Kreuzgang, der die Kirche mit einem Kapitelsaal verband. Dort angekommen, bedeutete der Mönch Felix, vor einer Tür am Ende des Saales zu warten. Nach kurzem Anklopfen verschwand der Mönch hinter der Tür, die er nur so weit öffnete, daß sein dicker Bauch eben hindurchpaßte.

Felix sah sich um. Es war wohl der Versammlungsraum der Mönche. Er war rechteckig angelegt und mit einer rundum verlaufenden Sitzbank versehen. Felix war noch in Gedanken versunken, als sich die Tür öffnete und der Abt des Klosters austrat.

„Ihr habt den Heilsring berührt“, sprach der mit fester Stimme. „Welchen Grund hattet Ihr?“ Der Abt sah mißtrauisch an Felix herab. „Die Kutte macht nicht den Mönch! Wer seid Ihr, daß Ihr es wagt, Euch als Mönch zu verkleiden?“ Felix sah ihm in die Augen. Er entschloß sich, sofort die Wahrheit zu sagen.

„Darf ich Euch unter vier Augen sprechen?“ fragte er mit einem Blick auf den dicken Mönch, der ein paar Meter entfernt stand und sich intensiv mit dem Studium der leeren Bänke beschäftigte. Offenbar war er der Meinung, so seine Neugierde auf diesen seltsamen Besucher in Mönchskutte verbergen zu können.

Der Abt zögerte. Dann sagte er: „Laßt uns bitte allein, Bruder Eckart.“ Dessen Kopf schwoll rot an. Er schickte böse Blicke zu Felix und ging beleidigt durch den Kapitelsaal hinaus.

Felix folgte dem Abt in dessen Arbeitszimmer.

„So spricht. Was führt Euch zu uns?“ der Abt war ungeduldig. Felix sprach: „Ich habe eine Botschaft von Samoht für Euch. Er schickt mich, sie Euch zu überbringen, Abt...?“

Sofort verwandelte sich das Gesicht des Abtes von Mißtrauen in offene Herzlichkeit.

„Ich bin Abt Alanus. Seid willkommen hier. Verzeiht die unfreundliche Behandlung durch Bruder Eckart. Er hat Anweisung, alle, die den Heilsring berühren, unverzüglich zu mir zu bringen.“

Der Abt staunte, als Felix die Kutte hob und die ledernen Gamaschen aus dem Gürtel zog.

„Hierauf ist die Botschaft geschrieben. In unsichtbarer Schrift. Samoht sagte, Ihr hättet die Möglichkeit, sie zu entziffern.“

Der Abt sprang auf und eilte an einen Schrank, den er hastig öffnete. Er entnahm ihm mehrere Glasflaschen und ein großes Buch, in dem er zu blättern begann. Als er das Gesuchte gefunden hatte, maß er mit kleinen Meßbechern verschiedene Flüssigkeiten ab und schüttete sie zusammen. Felix sah erstaunt, wie sich ihre Farbe von blau in hellgelb veränderte. Es schäumte und brodelte im Glaskolben, als der Abt ihn vorsichtig schüttelte, bis sich der Inhalt schließlich beruhigt hatte. Vorsichtig benetzte der Abt einen Lappen und begann die Gamaschen damit einzureiben. Ganz plötzlich sprang er auf, riß die Tür zum Kapitelsaal auf und schaute hinaus. Niemand war zu sehen. Sorgfältig drehte er den Schlüssel im Schloß herum, nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte.

Das Leder begann unter der Behandlung seine Farbe zu verändern. Nicht die Schrift leuchtete auf, wie Felix erwartet hatte,

sondern die Farbe des Leders wurde immer kräftiger, sodaß die Schrift, die sich nicht verfärbte, mit einem Male sichtbar wurde. Befriedigt seufzte Abt Alanus. Während der ganzen Zeremonie hatten die beiden kein Wort miteinander gewechselt.

Er ging mit den beiden ledernen Gamaschen zum Fenster und studierte die Botschaft. Dabei wurde er abwechselnd blaß und rot. Schließlich kam er zum Tisch zurück und setzte sich auf seinen Stuhl. Er war zu keiner Äußerung fähig, und Felix wagte nicht, ein einziges Wort zu sagen. Der Abt starrte in eine Ecke des Raumes, während er sich immer wieder mit seinem großen Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte.

Felix sah einen dicken Schweißtropfen, der genau auf der Mitte der riesigen Nase des Abtes langsam nach unten floß. Er verfolgte den Lauf des Tropfens und konnte so das Gesicht des Abtes genau studieren. Die Nase war sein hervorstechendstes Merkmal: Wie ein Gebirge aus der Ebene aufsteigt, so unvermittelt ragte diese Nase aus dem Gesicht des geistlichen Mannes auf.

Abt Alanus war auf den ersten Blick ein überaus gemütlich scheinender Mann, der den Freuden der Kochkunst nicht abgeneigt schien. Unter seiner Kutte zeichnete sich deutlich die Fülle seines Leibes ab. Nicht so unförmig wie bei Bruder Eckart, Alanus strahlte mehr etwas Kräftiges, Stählernes aus. Das war auch der Eindruck, den Felix von den Augen dieses Mannes hatte: Die buschigen Brauen beschatteten ein paar Augen, die entschlossen in die Welt blickten. Nach einer für Felix fast unerträglich langen Zeit der Stille begann Abt Alanus, der ruhelos durch das große Arbeitszimmer lief, schließlich:

„In der Botschaft steht, daß Ihr, der Überbringer, Felix von Eschehorne seid.“

„Das ist richtig. Ich bin Felix von Eschehorne, Ritter Essals Sohn. Verzeiht die Verkleidung. Ich hatte nicht die Absicht, die Kleidung eines heiligen Bruders Eures Klosters zu entehren. Es schien mir nur die beste Möglichkeit, die Stadt unbemerkt zu be-

treten. Leider gelang mir das nicht so unbemerkt, wie ich es gern gehabt hätte.“

„Schon gut, schon gut“, der Abt winkte ungeduldig ab. „Seid Ihr informiert über den Inhalt der Botschaft? Es steht darin, daß ich Euch vollkommen vertrauen und in jedes Vorgehen einweihen soll. Ich soll Euch um Rat fragen, empfehlen die Drei Weisen Männer vom Lodernden Baum.“ Er beendete seinen Rundgang durch das Zimmer und musterte Felix von oben bis unten. „Darf ich fragen, wie alt Ihr seid?“

„Ich werde bald sechzehn“, schwindelte Felix ein wenig.

„Tz,tz,tz“, machte der Abt und schüttelte den Kopf. „Nun gut. Die Ereignisse haben sich in Stahude überschlagen. Laßt mich kurz berichten. Die Überfälle haben in den letzten Monaten zugenommen. Die Ritter aus Tunguskan, man müßte besser Raubritter sagen, wurden immer brutaler. Selbst kleine Dörfer wurden schon angegriffen, nicht nur einzeln stehende Höfe. Es gab immer Tote auf unserer Seite. Aber König Regloh hat jede Verantwortung abgelehnt, er schob alles auf herumziehendes Räuberfolk. Das glaubt ihm jedoch in Meridan schon lange niemand mehr.“

Seit ein paar Tagen wird ein Botschafter König Reglohs am Hofe Ziroms erwartet. Ihm geht der Ruf voraus, ein gerissener Taktiker zu sein. In der Botschaft steht, daß er ein Friedensangebot König Reglohs überbringen wird. Der König von Tunguskan schlägt vor, ein großes Turnier zur Versöhnung abzuhalten. Hier, in Stahude. Er muß sich unglaublich sicher fühlen. Versöhnen kann man sich doch erst, wenn man vorher verfeindet war. Er gesteht damit praktisch die Verantwortung für die Untaten seiner Raubritter ein. Samoht warnt uns, daß dieses Turnier eine Falle sei. Regloh besteht nämlich darauf, daß alle Zuschauer, auch die Ritter, die nicht an den Kampfspielen teilnehmen werden, unbewaffnet erscheinen. Nach seinem hinterhältigen Plan sollen auf ein verabredetes Zeichen seine Ritter

ihre versteckten Waffen ziehen und alle unbewaffneten Ritter von Meridan niedermachen. So wäre der Weg frei für die Eroberung Meridans ohne Verluste für ihn. Das Land läge schutzlos vor ihm. Er bräuchte nur noch zuzugreifen, wie jemand, der reife Pflaumen erntet. Meine Aufgabe wäre es jetzt, den König zu informieren. Der Überbringer dieses scheinheiligen Angebots soll im Glauben gelassen werden, daß Meridan nichtsahnend darauf eingeht

„Was Regloh nicht weiß, ist, daß Ritter Essal zurückgekehrt ist und heimlich ein Ritterheer zusammenstellt. Meridan wird ihm eine Falle stellen, in die er hineintappen wird. Aber...“

Der Abt schwieg. Felix sah ihm an, daß die Freude über die gute Nachricht, daß Essal Meridan zu Hilfe eilte, ihn nicht aufheitern konnte. Abt Alanus fuhr fort: „...was die Sache so ungeheuer kompliziert, ist die Tatsache, daß König Zirom zu einer Wallfahrt aufgebrochen ist.“

Felix unterbrach ihn: „Ich bin darüber informiert. Er hat bei einem tragischen Unfall seinen Schwager getötet, wird erzählt. Sein Beichtvater soll ihn zu einer Wallfahrt nach Santiago de Compostela gedrängt haben.“

Der Abt schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht richtig. Ich bin der Beichtvater des Königs. Niemals hätte ich in einer solchen Situation den König außer Landes geschickt. Ihr müßt wissen, daß ich den König vor dem angeblichen Unfall zum letzten Male gesehen habe. Auf der Burg wird ein falsches Spiel gespielt. Glaubt mir. Hier stimmt etwas nicht. Ich vermute, daß der König entweder gefangen wurde oder selbst zu Tode gekommen ist. Was Gott verhütet haben möge!“ Der Abt seufzte und setzte sich ächzend. „Ich weiß nicht mehr weiter!“ fügte er hinzu.

„Wer führt denn die Amtsgeschäfte während der Abwesenheit König Ziroms?“ fragte Felix den Abt.

„Sein Kanzler verfügt über das Siegel.“

„Kann man ihm vertrauen? Wenn jetzt das Friedensangebot kommt, muß er ja darüber entscheiden, ob es angenommen wird. Wenn er nun selbst der Verräter ist? Die drei Ritter, darunter Ritter Odilo, die von Burg Friedrichseck aus aufgebrochen waren, mich zu verfolgen, sind auch in der Stadt. Sie sind wahrscheinlich auf der Burg.“

„Ihr seid wirklich ein kluger Kopf, Felix von Eschehorne. Genauso muß es sein. Jeder weiß, daß Ritter Odilo nicht zu trauen ist. Wenn er auf der Burg König Ziroms ist, muß der Kanzler ein Verräter sein. Der König hätte ihn sofort aus der Stadt gewiesen. Jetzt werden mir auch die Zusammenhänge klar: Erst wird der König auf mysteriöse Weise ausgeschaltet. Selbst die Königin glaubt, er sei auf einer Wallfahrt. Er soll im Büberhemd die Stadt verlassen haben, ohne sich von seiner Frau verabschiedet zu haben. Sie ist untröstlich und mir gram, daß ich dies vom König verlangt habe. So hat der Kanzler einen Keil zwischen Königin Alegna und mich getrieben. Wirklich sehr schlau eingefädelt. Schließlich kann der Kanzler König Regloh das Land Meridan sozusagen auf dem Präsentierteller darbieten. Der Weg zur Tyrannei und zur Herrschaft über Diarmada Ghrainne wäre damit frei.“

„Die Schätze des Bergwerks sind der eigentliche Grund“, bestätigte Felix dem Abt.

„Samoht offenbart es in der Botschaft. Ich hatte auch diesen Verdacht. Das Wissen darüber war dem König und mir als seinem Beichtvater vorbehalten. Der Schatz, der tief unten im Bergwerk bewacht wird, ist der Grund für den langen Frieden und den Wohlstand, der Meridan beschert war. Regloh muß sein Volk beruhigen, es ist Unruhe in Tunguskan. Die Tyrannei seiner Herrschaft ist unerträglich geworden. Er hofft, mit dem Schatz in seinen Händen Wohlstand in sein Land zu bringen, auf Kosten Meridans. Nur ahnt er nicht, daß sich die Wirkung des Schatzes nur dann entfalten kann, wenn der Herrscher sei-

nem Volke das vorlebt, was er von ihm verlangt. Über die Kunst, zuhören zu können, verfügt Regloh leider nicht. Deshalb kann er höchstens die Schale erobern, aber nicht den Schatz heben. Der wäre für immer verloren.“

„Wie sollen wir jetzt vorgehen?“ fragte Felix den Abt. „Ihr müßtet wohl als erstes das Vertrauen Königin Alegnas zurückgewinnen.“

Der Abt schüttelte den Kopf. „Das ist in der Kürze der Zeit, die uns zur Verfügung steht, absolut unmöglich. Sie kommt nicht einmal mehr zur Beichte zu mir, obwohl das mit Exkommunikation bestraft werden kann. Nein, wir müssen einen anderen Weg wählen. Aber wartet... ich höre die Mittagsglocken läuten. Laßt uns zum Gottesdienst gehen, danach werden wir im Geiste gestärkt sein. Wenn dann noch die leibliche Stärkung hinzutritt, werden wir um gute Einfälle nicht verlegen sein.“ Abt Alanus lachte und bedeutete Felix, das Zimmer zu verlassen. Sie gingen durch den Kapitelsaal und den Kreuzgang in das Münster. Bis auf den Turm war die Kirche fertiggestellt und Felix ließ sich von der Stimmung des Gottesdienstes gefangennehmen.

Der Abt begann seine Predigt:

„Wer einst mit hundert Pflügen die Schollen gewendet hat, der sorgt sich heute, daß er noch zwei Ochsen halten kann. Der Mann, der oft in Kutschen durch die herrlichen Städte gefahren ist, geht jetzt bekümmert auf müden Füßen zu seinem verödeten Feld. Jener, der zuvor mit zehn hochmastigen Schiffen die Meere durchfurchte, besteigt einen Nachen und rudert ganz allein. Nicht Land, nicht Städte bieten das gleiche Bild wie einst, alles stürzt jählings dem Verderben entgegen. Durch Schwert, Seuche, Hunger, Gefangenschaft, Kälte, Hitze, auf tausend Arten rafft der eine Tod die Unseligen dahin. Von allen Seiten lärmen Schlachten, alle sind vom Wahnsinn getrieben, mit Waffen fallen Könige über ungezählte andere Könige her. Gottlose Zwietracht

wütet in der zum Chaos gewordenen Welt, der Friede hat die Erde verlassen.“

Hier machte der Prediger eine lange Pause. Die Gottesdienstbesucher saßen stumm und reglos in ihren harten Bänken. Dann erhob Abt Alanus seine Stimme und rief mit einer Stimme, so laut, daß man es durch die große Kirche hindurch bis draußen auf der Straße hörte:

„Dieses apokalyptische Bild darf nicht Wirklichkeit werden! In dieser zerrütteten Zeit muß gefunden werden der Mut zur Tat! Verrat und Tyrannei bedrohen die Völker, bedrohen unser Volk!“

Felix war zutiefst ergriffen von den Worten. Gebannt bewegte er sich auf und nieder, wie die Liturgie es verlangte, während er über die Worte der Predigt nachdachte. Als der Gottesdienst beendet war, geleitete man ihn in das Refektorium, wo ihm zum Erstaunen aller Mönche und Laienbrüder ein Platz neben dem Abt eingeräumt wurde. Nach dem Tischgebet und bevor das einfache Mahl begann, sprach Felix den Abt auf die Worte an, die ihn so bewegten.

„Sie sind ein Zitat aus einer alten Sammlung von Paulinus Nolanus: Carminum Appendix 1., 17-30. Ich finde sie auch immer wieder beeindruckend. Ich werde sie bei der nächsten Predigt in der Burgkapelle wiederholen. Ich denke, sie werden eine nachhaltige Wirkung zeigen.“

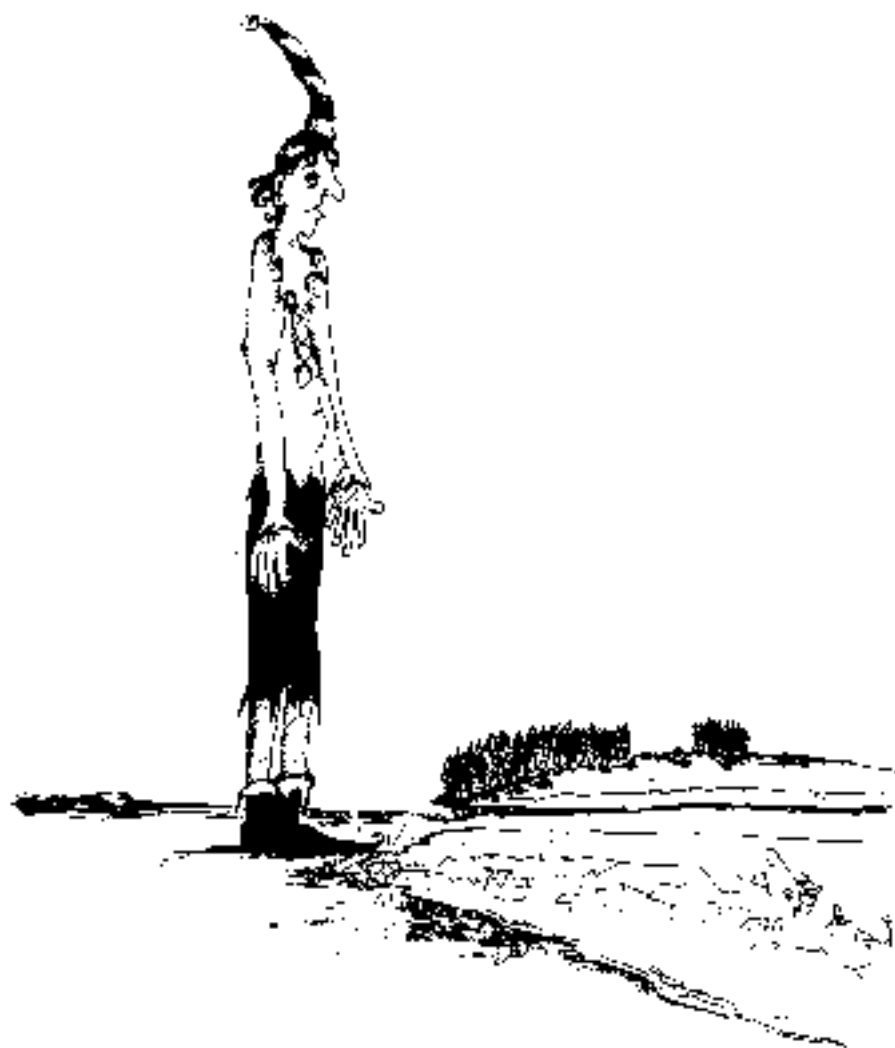
Die Speisen wurden aufgetragen. Der Abt speiste mit den Mönchen von einfachen Holztellern, obwohl das Kloster einen sehr wohlhabenden Eindruck machte. Es wurde Eintopf aufgetragen. Der Abt kündigte Felix an, es werde Buttermilchsuppe als Nachspeise geben. Die Mönche freuten sich ebenso wie Felix auf diese Erfrischung. Die Sonne brannte so heiß auf die Stadt, daß es selbst im Kloster kaum ein kühles Plätzchen gab. Im Refektorium waren alle Fenster weit geöffnet.

Dem Abt stand zu, sich als erster den Teller zu füllen. Er tat es

mit einem Ernst, der Felix erkennen ließ, daß für ihn auch die unscheinbarsten Dinge Teile von Gottes unerschöpflichem Plan waren. Er reichte die Terrine an seine Mönche weiter. Schweigend aßen die Mönche vom Eintopf und warteten dann auf die Nachspeise. Auch diesmal bediente sich der Abt als erster. Aber kaum hatte der zweite Mönch seinen Teller gefüllt, als ein schriller Schrei durch den großen Saal hallte.

„Igitt“, schrie der dicke Mönch Eckart und sein roter Kopf wurde plötzlich blaß. „Mir wird schlecht.“ Er rannte aus dem Refektorium, so schnell es sein massiger Körper zuließ. Die anderen Mönche sahen ihm verständnislos hinterher. Der Abt erhob sich, sah in die Terrine und begann schallend zu lachen. Langsam hob er die Kelle aus der Suppe. Ein toter Frosch hing über dem Löffel, die Buttermilchsuppe troff von ihm ab und tropfte zurück in die Schüssel. Die Köche des Klosters hatten die Terrine zum Kühlen in den Keller gestellt. Dort hatte sich der Frosch seinen Anteil am Mittagessen holen wollen...

Einige Mönche begannen ebenfalls zu lachen, aber kaum einer war so kaltblütig wie der Abt, der ungerührt seine Portion von der Buttermilchsuppe verzehrte.



Die Wälder von Derga

„Wißt Ihr von einem weiteren falschen Mönch, der hier in der Stadt aufgetaucht ist?“ fragte Felix den Abt Alanus. Sie schritten durch den Kreuzgang des Klosters, an Mönchen vorbei, die dort Andacht hielten. Andere waren in theologische Dispute vertieft und beachteten den Abt und seinen ungewöhnlichen Besucher kaum, der zunächst in einer Mönchskutte angekommen war und nun die Kleider eines jungen Edelmannes trug. Die Mönche hatten für Felix neue Stiefel besorgt. Felix war froh, nicht mehr barfuß laufen zu müssen.

„Nein“, erwiderte der Abt. „Es wäre mir sofort zu Ohren gekommen. Gestern wurde in der Stadt noch am Abend ausgerufen, daß sich zwei junge Mörder in der Stadt verstecken wollten. Es wurde eine hohe Belohnung auf ihre Köpfe ausgesetzt. Wart Ihr damit gemeint?“

„Das ist der Beweis, daß Ritter Odilo und seine Kumpane tatsächlich schon auf der Burg sind. Nur sie konnten wissen, daß ich mich mit einem Begleiter Stahude näherte. Und nur Odilo konnte den Kanzler dazu bringen, diese Belohnung auszusetzen und das Volk gegen uns aufzuhetzen.“

„Wer war Euer Begleiter? Ihr kamt doch allein ins Kloster?“

„Ein fahrender Sänger, dem man vertrauen kann: Wipo von Rauenfels. Ich mache mir einige Sorgen um ihn. Wir hatten uns getrennt und er ist vor mir als Mönch verkleidet in die Stadt gegangen.“

„Ich werde das in Erfahrung bringen lassen“, sagte der Abt. „Mir entgeht in dieser Stadt so schnell nichts.“

Sie hatten den Kreuzgang verlassen und näherten sich auf ihrem

Spaziergang durch den Garten der Mauer, die das Kloster zum Marktplatz hin abschloß.

„Als erstes...“ begann der Abt, und hob dann, seine Rede unterbrechend, die Hand. „Hört doch!“

Felix hörte vor der Mauer auf dem Marktplatz, wie eine Handglocke ertönte und das Gemurmel der Menschen erstarb.

Die klare, laute Stimme eines Ausrufers ertönte:

„Kanzler Scupin von Campermark, der von seiner Majestät, König Zirom von Meridan vor dessen Büßerwallfahrt Siegel und Amtsgeschäfte übertragen bekam, gibt bekannt: König Regloh von Tunguskan ist der Feindschaft zwischen den beiden Ländern müde. Er will Frieden für Tunguskan und Frieden für Meridan. König Regloh schlägt vor, sich zu versöhnen. Aus Anlaß eines Friedens- und Freundschaftsvertrages zwischen den beiden Ländern soll ein großes Turnier stattfinden. Ohne Waffen sollen die edelsten Ritter und Krieger der beiden Länder sich in Meridan versammeln und in einem Wettkampf ihre Kräfte friedlich messen. Dies alles soll stattfinden heute in einer Woche, hier auf dem Marktplatz zu Stahude.“

Die Verblüffung der zuhörenden Menschen war auch hinter der dicken Klostermauer zu spüren. Zunächst herrschte ein atemloses gespanntes Schweigen.

Dann, mit einem Male, brach lauter Jubel aus. Die Menschen lachten und redeten durcheinander. Die Freude über diese unerwartete Nachricht war groß. Der Abt hatte mit versteinertem Gesicht zugehört.

„Nur eine Woche noch“, murmelte er. Dann wandte er sich an Felix: „Wißt Ihr, wo Euer Vater ist?“

Felix schüttelte den Kopf.

„Es gibt eigentlich nur eine Möglichkeit, von Tunguskan un bemerkt ein großes Ritterheer aufzustellen“, sagte der Abt. „In die Wälder von Derga wagt sich keiner. Nur dort kann Essal von Eschehorne sich befinden.“

„Was hat es mit diesen Wäldern für eine Bewandtnis?“ Felix war neugierig geworden. „Und wie weit sind sie entfernt?“

„Die Schilderungen der Reisenden, die nach Derga wollten, sind furchterregend und schrecklich. Allerdings scheint mir der Weg dorthin der gefährlichste Teil der Reise zu sein. Die Wälder sind ungefähr zwei Tagesreisen entfernt.“ Der Abt unterbrach sich. „Wenn meine Vermutung stimmt und wir einen Vertrauten dorthin senden, können die Ritter gerade zu Beginn des Turniers hier in der Nähe sein. Das wäre unsere Rettung. Damit rechnet Regloh nicht.“

„Wißt Ihr jemanden, den man aussenden könnte?“ fragte Felix. „Man kann in dieser Stadt niemandem mehr trauen. Die Spione und Verräter sind überall. Ein Bote, der, von mir geschickt, mit unbekanntem Ziel aus Stahude aufbräche, würde sofort Verdacht erregen.“

„Wipo!“ sagte Felix so heftig, daß der Abt erschrak. „Wipo wäre der Richtige.“

Der Abt eilte zurück in den Kapitelsaal, wo sich die Mönche versammelt hatten. Erregt sprach er auf einen der Mönche ein. Der nickte mehrmals mit dem Kopf und eilte davon.

„Bruder Remigius wird Wipo finden, dessen bin ich sicher“, wandte sich der Abt an Felix. „Aber nun müßt Ihr uns entschuldigen. Jetzt ist die Zeit der Andacht und Besinnung. Und hierzu sind nur die Mönche, die das Gelübde abgelegt haben, zugelassen. Wir sehen uns später.“

Mit diesen Worten schloß Abt Alanus die Tür zum Kapitelsaal.

Felix wandte sich um und beschloß, noch einmal ins Münster zu gehen. Dort schien ihm der einzige Ort, um der drückenden Schwüle des Tages zu entgehen. Er hatte vor, sich dort in eine stille Ecke zu setzen und die Ereignisse der letzten Tage vor seinem inneren Auge vorüberziehen zu lassen. Er hatte diese Ruhe dringend nötig. So vieles war auf ihn eingestürzt. Felix setzte sich auf

eine Bank in der Nähe eines kleinen Seitenaltars und schloß die Augen. Der Duft von Weihrauch und Myrrhe, der die ganze Kathedrale erfüllte, betäubte seine Sinne. Ein Laienbruder reinigte die Altarstufen und wechselte die abgebrannten Kerzen gegen dicke neue aus.

Es herrschte eine friedliche, ruhige Stimmung in der Kirche, die es schwer machte, zu glauben, daß die Stadt von Krieg und Verrat bedroht war. Wieder hörte Felix die Schritte des alten Mönchs. Auch das regelmäßige Schlurfen der Filzpantoffeln über den kostbaren Marmorfußboden der Kirche beruhigte Felix. Als er die Augen öffnete, um dem Bruder bei der Arbeit zuzusehen, bemerkte er, daß es jetzt zwei Mönche waren, die sich am Altar zu schaffen machten und daß sie öfter mißtrauisch zu ihm hinüber sahen. Als sie sich beobachtet glaubten, wechselten sie einen kurzen Blick des Einverständnisses, sahen noch einmal zu Felix und eilten dann mit wehenden Kutten aus der Kathedrale. Jetzt war Felix aufs Äußerste beunruhigt.

Das Verhalten der beiden Mönche erschien ihm nicht geheuer. Für einen kurzen Moment des Nachdenkens schloß er die Augen. Da plötzlich bemerkte er, daß sich jemand neben ihn setzte. Erschrocken öffnete er die Augen und drehte sich um.

„Pst, leise“, sagte eine unbekannte Gestalt neben ihm. Im Halbdunkel des Seitenschiffes konnte Felix nicht erkennen, wer es war. Das einzige, was er sicher wußte: es konnte kein Mönch sein. Der Unbekannte trug die Kleidung der Stadtbewohner, hatte aber die Gugel so tief über die Stirn gezogen, daß sein Gesicht nicht zu sehen war. Felix fühlte eine unbestimmte Angst. Sie waren die beiden einzigen Besucher des Münsters, die Mönche waren verschwunden.

„Wer seid Ihr?“ Felix versuchte, seine Angst zu verbergen.

„Ihr seid Felix? Felix von Eschehorne?“

Felix regte sich nicht. Daß sein Name in der Stadt bekannt war, konnte sehr gefährlich sein.

„Ihr könnt mir vertrauen! Wipo schickt mich“, flüsterte der Mann.

„Wipo?“ Felix biß sich auf die Zunge. Er hatte viel zu laut gesprochen. „Wo ist er? Was ist mit ihm geschehen?“ setzte er flüsternd hinzu.

„Er ist in Sicherheit. Er würde Euch gern sprechen, aber an einem sicheren Ort. Er entkam den Häschern nur knapp. Nun hält er sich versteckt.“

„Fragt ihn, ob er ins Kloster kommen kann. Er soll den nächsten Gottesdienst hier im Münster besuchen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß er unbemerkt ins Kloster gelangen kann.“

Der Mann nickte, schaute sich vorsichtig um und verschwand.

Die nächste Messe sollte gegen Abend gelesen werden. Felix konnte keine Ruhe finden und durchstreifte das Kloster auf eigene Faust. Die Mönche war noch im Kapitelsaal versammelt, nur einige Laienbrüder waren unterwegs.

Die beiden seltsamen Gestalten aus dem Münster gingen Felix nicht aus dem Sinn. War es nur Neugierde, die die beiden so geheimnisvoll hatte reagieren lassen, oder war die Saat des Verrats auch im Kloster schon aufgegangen? Felix beschloß, den Abt zu befragen.

Er war auf dem Rundgang durch das Kloster im Skriptorium angekommen, einem riesigen Saal mit hohen Fenstern, durch die das Licht auf die Schreibpulte der Skriptoren fiel. Neugierig betrachtete er die fremdartigen Werkzeuge, mit denen die Mönche das Pergament bearbeiteten. Allmählich füllte sich der Saal wieder mit den Schreibern. Felix fühlte sich ertappt, böse Blicke wurden ihm von den Mönchen zugeworfen. Sie empfanden es als ungehörig, daß ein Laie sich so neugierig über ihre Kopien beugte.

Felix versuchte nun, möglichst unbeteiligt zum Fenster hinauszusehen. Er beobachtete das Geschehen auf dem Marktplatz,

nicht ohne das Tuscheln hinter seinem Rücken zu bemerken. Seine Anwesenheit war eine willkommene Abwechslung im Alltag des Klosters. Sein rettender Sprung zum Heilsring war mittlerweile allen Klosterbrüdern bekannt. Daß der vermeintliche Spitzbube so gastfreundlich vom Abt aufgenommen worden war und sich so frei im Kloster bewegen konnte, sorgte für weiteren Gesprächsstoff.

Felix erkannte den Bauern unten auf dem Marktplatz wieder, dem er den Stand umgeworfen hatte, als er der Wache davon-gelaufen war. Dahinter fesselte ein anderes Geschehen seine Aufmerksamkeit. Geschrei und Aufruhr ließen die Menschen zusammenströmen. Felix sah, daß ein junger Mann und ein Marktbesicker miteinander in einen heftigen Streit geraten waren. Der Bauer, der Hasen und Enten verkaufen wollte, mußte sich gegen einen Hünen verteidigen, der seinen ganzen Marktstand umwerfen wollte. Die Wachen, die rund um den Markt postiert waren, eilten herbei und versuchten, Frieden zu stiften.

In diesem Moment löste sich eine Gestalt aus einer dunklen Seitenstraße und eilte dem Münster zu. Felix erkannte Wipo trotz seiner neuen Kleidung sofort. Die Wachen wurden von den beiden Streithähnen so abgelenkt, daß sie Wipo, den sie wohl in der ganzen Stadt suchten, nicht sogleich bemerkten. Felix war erleichtert, als er sah, daß Wipo die Treppe zum Münster hinauf-lief und in der großen Tür verschwand.

Felix durcheilte den riesigen Saal des Skriptoriums. Einige Mönche sahen ihm mißbilligend hinterher, sie fühlten sich durch seine unheilige Eile in ihrer Arbeit gestört. Felix eilte die große Treppe, die zum Kreuzgang führte, hinab, rannte mehr, als er lief durch den Kreuzgang und traf auf Wipo, als dieser gerade neben dem kleinen Seitenaltar, wo Felix den Boten getroffen hatte, un-schlüssig innehielt.

„Ich konnte die Messe nicht mehr abwarten“, Wipo war genau-so atemlos wie sein Freund.

„Wo habt Ihr Euch versteckt?“ Felix umarmte ihn voller Freude. „Das ist eine lange Geschichte. Ich kenne noch von früher einige Bewohner der Stadt. Dort konnte ich nach einer wilden Jagd durch die engen Straßen unterschlüpfen. Die Häscher suchen mich in der ganzen Stadt.“

„Mich auch“, entgegnete Felix. „Sie wissen, daß ich im Kloster bin. Ich darf es nicht verlassen, sonst werde ich sofort festgenommen.“

Wipo seufzte.

„Das war aber großes Glück, daß Ihr gerade in dem Moment auf den Marktplatz kamt, als die Wachen abgelenkt waren.“ Felix sah Wipo von der Seite an.

„Das war kein Glück. Das hatten wir so geplant. Selbst der Bauer wußte vorher Bescheid. Es hat wunderbar geklappt.“ Wipo freute sich, den Wachen ein Schnippchen geschlagen zu haben.

„Folgt mir zum Abt. Die Zeit der Entscheidung ist nicht mehr fern“, sagte Felix.

Sie gingen durch den Kreuzgang und den Klostergarten und öffneten die Tür zum Kapitelsaal. Die Versammlung der Mönche war beendet. Felix klopfte an die an der Stirnseite des Saales gelegene Tür.

Erfreut öffnete der Abt die Tür und empfing die beiden mit herzlichen Worten, er wußte offensichtlich schon von Wipos Ankunft. Felix wunderte sich, sagte aber nichts.

Als sie sich gegenüber saßen, erläuterte Abt Alanus in kurzen Sätzen den Stand der Dinge. Dann richtete er unvermittelt die Frage an Wipo:

„Seid Ihr bereit, in den Wald von Derga zu reiten und Essal von Eschehorne eine Botschaft zu überbringen? Es ist ein gefährlicher Auftrag, er kann Euch das Leben kosten!“

„Nach Derga?“ Entsetzt sah Wipo den Abt an.

Anus nickte: „Nicht der Wald, der Weg dorthin ist gefährlich.“ Wipo sah fragend zu Felix. Der konnte seinem Freund keinen Rat

geben, allzuwenig wußte er von dem sagenumwobenen Wald, in dem die Ritter vermutlich ihr Heer versammelten.

Wipo schluckte. In seinem Kopf kreisten die Gedanken um die sumpfigen Moore, um die Riesen und boshaften Zwerge, um die wilden Wölfe und um die Irrlichter, die friedliche Wanderer in die Irre führten.

Viele Reisende waren nicht aus Derga zurückgekehrt, von anderen erzählte man, daß sie, vom Irrsinn gepeinigt, ziellos durch die Moore irrten. Dorthin sollte er reiten? Er, Wipo, den sie früher Wipo Hasenfuß genannt hatten? Hilfesuchend blickte er zu Felix. War nicht dieser der Geeignitere von ihnen beiden, um die gefährliche Reise unbeschadet zu überstehen? Angst stieg in ihm auf, die er auch gar nicht verbergen konnte, als er in die fragenden Gesichter des Abtes und seines Freundes sah.

Sie blickten in stumm an und erwarteten voller Spannung seine Antwort. Je länger er dastand und sie nur ansah, um so deutlicher wurde ihm klar, daß dies seine Aufgabe war. Die Aufgabe, in der er sich bewähren mußte, wenn er Meridan helfen wollte. Felix wurde in Stahude gebraucht, er mußte hier in der Stadt, falls Essal nicht rechtzeitig dem König Zirom zu Hilfe eilen konnte, den Kampf leiten.

Wipo richtete sich auf und versuchte mit fester Stimme seine Angst zu übertönen: „Wann soll ich denn losreiten?“

„Gott möge Euch beschützen!“ Der Abt segnete Wipo.

„Bruder Remigius hat alles vorbereitet. Ihr verlaßt die Stadt nicht durch das Stadttor, es gibt noch andere Möglichkeiten. Das Kloster ist direkt an die Stadtmauer gebaut. Es gibt geheime Gänge, die weit vor der Stadt enden. Dort erwartet Euch Remigius mit einem Pferd. Reitet so schnell Ihr könnt und kommt auf dem schnellsten Weg wieder zurück. Wir benötigen die Anweisungen Ritter Essals. Nehmt dies hier“, damit überreichte Abt Alanus dem fahrenden Sänger Wipo eine kleine Rolle aus Pergament, „dies ist für Ritter Essal bestimmt. Hütet diese

Botschaft wie Euren Augapfel. Das Wohl der Stadt und des Landes Meridan hängen davon ab.“

Noch am selben Tag wurde Wipo durch den geheimen Tunnel aus der Stadt geschleust. Bruder Remigius hatte das schnellste Pferd besorgt, das es weit und breit gab. Wipo war erstaunt, wieviel Kraft und Schnelligkeit der Rappe ausstrahlte, als er ihn sah. Er stieg auf, verabschiedete sich kurz und ritt los.

Wipo von Rauenfels gab dem Pferd die Sporen. Doch nach und nach verringerten sich sein anfänglicher Mut und seine Zuversicht. Zu Beginn des Rittes war er noch stolz und sah sich als mutigen Kurier, aber nach ein paar durchgaloppierten Stunden war nur noch ein Häuflein Elend von ihm übrig, das sich mit Mühe auf dem Pferd halten konnte.

Wie hatte er sich darauf einlassen können, sich auf den Weg nach Derga zu wagen! Er begann den Abt zu verfluchen, er verfluchte Regloh und alle Ritter Tunguskans. Und er verfluchte Felix, der ihn nicht vor dieser Gefahr bewahrt hatte.

Der Ritt führte ihn durch liebliche Wiesenlandschaften, die von einzelnen Gehölzen unterbrochen wurden. Mit Gebüsch gesäumte Raine gingen über in Buchenwäldchen, in denen kleine Seen in der Sonne glitzerten. Doch Wipo konnte die Schönheiten der Landschaft nicht genießen, angestrengt achtete er auf jede verdächtige Bewegung. Er vermied, so weit als möglich, durch die Wälder zu reiten. Meist hielt er sich auf schmalen Feldwegen, auch wenn sie größere Umwege bedeuteten. Aber von Zeit zu Zeit mußte er durch einen kleinen Wald reiten. Mit wachen Sinnen horchte er dann auf unbekannte Geräusche.

Da! Ein Knurren, direkt neben ihm. Erschrocken hielt er sein Pferd an und spähte in die Blätter.

Da! Wieder! Diesmal kam es von hinten. Wipo fuhr herum. Das nächstemal kam das Knurren von innen! Sein hungriger Magen spielte ihm einen üblen Streich. Wipo seufzte tief. Er war zu angespannt, um über sich selbst jetzt lachen zu können.

Wenn der Magen knurrt, muß man etwas essen, dachte er. Und wer ißt, hat keine Angst. Vielleicht ist es so das Beste!

Er ließ sein Pferd keinen Schritt weitergehen und stieg sofort ab. Jetzt bemerkte er, wie anstrengend der schnelle Ritt gewesen war. Er war müde geworden.

Mit jedem Leinenbeutel, den Wipo auspackte, stieg seine Lebensfreude wieder. Die Angst verschwand vollkommen, als er die köstlichen Dinge betrachtete, die man ihm eingepackt hatte und die nun vor ihm ausgebreitet lagen: Käse und Schinken vom Lamm, Schweinswürste, sommergelbe Butter und knuspriges Brot. Ihm lief das Wasser im Munde zusammen. Er aß, um seinen Hunger zu bekämpfen und seine Angst, die erneut in seinem Kopf aufstieg. Die Mönche hatten es an nichts fehlen lassen. In einem großen Ochsenhorn war süßer Rotwein, den er sich schmecken ließ.

Er wurde immer langsamer und schläfriger und als er noch einmal das Horn ansetzte, um einen letzten, tiefen Schluck zu nehmen, spuckte er entsetzt aus: Essig! Der süße Wein hatte sich in sauren Essig verwandelt! Wipo griff nach dem Brot, um den widerlichen Geschmack aus dem Mund zu bekommen. Kalt wie ein Stein lag das Brot in seiner Hand. Und es war aus Stein!

Er begann zu zittern. Ihn überkam ein Grauen. Alle Reisenden, die aus den Wäldern von Derga jemals zurückgekehrt waren, hatten ähnliches geschildert. Bei allen fing es damit an, daß sich ihr Essen verwandelte. Bei den einen in Kuhmist, bei den anderen in eklig wimmelnde Asseln, bei den dritten in Steine.

All seine Vorräte, die so wunderbar um ihn herum ausgebreitet lagen und die alle verführerischer dufteten, als je zuvor, waren zu Steinen geworden. Wie von Sinnen rutschte er auf den Knien herum und warf die Steine in den Wald.

„Teufelszeug!“ schrie er, „Teufelszeug!“ sprang auf sein Pferd, ließ Satteltaschen und Leinenbeutel zurück und sprengte in wildem Galopp aus dem Wald hinaus. Wipo ließ das Pferd laufen,

er hatte es mit seiner Furcht angesteckt. Es galoppierte gerade einem schmalen Tal zu, als Wipo plötzlich auf dem Kamm des Berges sieben Reiter auftauchen sah.

Schwarz hoben sich ihre Silhouetten vom abendlich roten Himmel ab. Deutlich erkannte er die Speere, die sie trugen. Er riß sein Pferd herum, doch nun hatten sie ihn auch entdeckt.

Sie zeigten auf den einsamen Reiter, der allem Anschein nach vor ihnen floh. Wipos Pferd war langsam gegenüber den schnellen Tieren der sieben schwarzgekleideten Männer. Schnell kamen sie näher, verkürzten in Windeseile den Abstand. Das Geräusch der eisenbeschlagenen Hufe ihrer Pferde auf dem steinigen Untergrund kam viel zu schnell näher und mit jedem Galoppsprung der Pferde dröhnte es lauter in Wipos Ohren.

Näher und immer näher kamen die Reiter, Wipo blickte angstvoll nach hinten und wußte, daß er ihnen nicht mehr entkommen konnte. Sie sahen nicht aus, als würden sie Erbarmen mit dem Fremdling haben. Wie in einer vorher festgelegten Reihenfolge hoben sie nacheinander ihre Speere und richteten sie auf den fliehenden Sänger. Wipo duckte sich auf den Hals seines Tieres, er wartete nur darauf, daß sich das Geräusch der über die Steine galoppierenden Hufe mit dem Sirren der auf ihn gerichteten Waffen zu einem tödlichen Ton traf und daß die Speere seinem Leben ein Ende machten.

Aber das Unfaßbare geschah: Als wäre Wipo aus Luft, ritten sie, ohne ihn zu beachten, an ihm vorbei! Sie galoppierten auf ein unbekanntes Ziel zu und kümmerten sich nicht um den ängstlichen Reiter, der seinen Tod schon erwartet hatte.

Langsam ließ einer nach dem anderen wieder seinen Speer sinken. Wipo hielt sein Pferd an und sah den davonpreschenden Reitern nach. Fassungslos und ausgepumpt saß er auf seinem erschöpften Pferd, das die Ruhe jetzt genauso brauchte, wie er. Stoßweise ging der Atem und vom Maul troff der Schaum. Langsam setzte Wipo das Tier wieder in Bewegung und ritt – immer

noch wie im Traum – in das kleine Tal aus dem er geflohen war. Öde und karg war die Landschaft geworden, überall ragten schwarz verkohlte Baumstümpfe aus der Erde. Kein grünes Blättchen war an diesen Baumresten zu sehen, alles ringsumher war tot. Er folgte einem schmalen Pfad, ohne weiter auf dessen Verlauf zu achten, zu aufgewühlt war er nach der Begegnung mit den schwarzen Reitern.

Das Pferd lief langsam am Grunde des Tales, immer den sich dahinschlängelnden Weg entlang. Wipo kam erst wieder zu sich, als das Geräusch der Hufe auf dem Boden plötzlich anders klang. Der Weg hatte den Talgrund verlassen und ihn an eine Steilwand geführt, die neben ihm senkrecht in die Höhe ging. Das Pferd zögerte einen Moment, Wipo trieb es ungeduldig an. Er wollte endlich aus diesem eigenartigen Tal herauskommen. Sogleich bereute er es.

Nach einer kleinen Biegung zeigte sich, daß der Steg so schmal geworden war, daß es kein Zurück mehr gab. Höher und höher mußte das Pferd in der Wand steigen, der Weg nahm und nahm kein Ende. So steil wie sich an der einen Seite die Wand in die Höhe erhob, so steil tat sich rechts neben ihm der Abgrund auf. Wipo wagte nicht, in die Tiefe zu sehen. Er befürchtete, in eine schwarze Schlucht zu starren. In seinen Ohren begann es zu dröhnen. Anfangs bemerkte er es gar nicht, so angespannt verfolgte er jeden Schritt des braven Pferdes, das sich mühsam auf dem schmalen Band entlang bewegte. Unter seinen Hufen bröckelten Steine und fielen in unendliche Tiefen – lautlos verschwanden sie, kein Aufschlag war zu hören. Das Pferd und der Reiter waren hoch in die Wand gestiegen und immer noch wollte der Pfad kein Ende nehmen.

Das Dröhnen in Wipos Ohren nahm zu und nun war es nicht mehr nur in Wipos Kopf, das ganze Tal war erfüllt mit einem wilden Rauschen, das wie ein unendlich verstärktes Meer klang. Lauter und lauter quälte das Geräusch Mensch und Tier. Wipo

hielt sich die Ohren zu, die Zügel hatten längst ihre Funktion verloren, er konnte sie ohne Bedenken loslassen. Das Pferd suchte vorsichtig Halt auf den wegbrechenden Steinen, es kam nur noch ganz langsam voran. Wie eine Ewigkeit erschien es Wipo, bis sein braves Tier endlich das Ende der Wand erreicht hatte und übergangslos weicher Sand den bröckelnden Weg ablöste. Erschöpft blickte er zurück und zweifelte an seinem Verstand: Es waren nur ein paar Meter, die sie an einem läppischen Abhang zurückgelegt hatten! Sie hatten doch Stunden gebraucht, die Steilwand zu bezwingen!

Wipo hatte noch immer die Hände an den Ohren, als er bemerkte, woher das Rauschen kam: Er stand am Strand eines endlos scheinenden Meeres, die Geräusche der Wellen hatten sich in dem kleinen Tal gefangen und ihn fast bis zum Irrsinn gequält. Wipo stieg von seinem Pferd und ging verwundert an den Rand des Wassers.

Als er seine Füße auf den nassen Sand setzte, der nur ein paar Meter vor den Wellen begann, wurde das Rauschen schlagartig von einer lautlosen Stille abgelöst. Just in derselben Sekunde war jede Bewegung des Meeres erstarrt. Regungslos verharrten die Wellen. Der Schaum, der sonst hoch in die Luft spritzte, schwebte wie losgelöst von jeder Schwerkraft über den gläsernen Wogen. Wie Glas sah das Meer aus. Wie eine große, grüne, wunderbar geformte Glasfläche.

Zu Wipos Füßen lag ein Stein. Nur hier, an dieser einen Stelle auf dem ganzen Sandstrand lag ein Stein! Wipo bückte sich, hob ihn behutsam auf und betrachtete ihn. Der Stein glänzte und funkelte in der Sonne. Es war ein Bergkristall. Wipo trat einen Schritt vor. Ohne sich klarzumachen, warum er dies tat, ließ er den Bergkristall mit der Spitze voraus auf die gläsernen Wogen fallen. Mit einem zarten Klirren entstand ein winziger Punkt auf dem gläsernen Meer, nur ein unscheinbarer kleiner Riß.

Der Kristall sprang in Wipos Hand zurück, wie ein Ball, den

Kinder übermütig vor sich auf den Boden werfen. Erst ganz langsam, dann immer schneller wurde der Riß auf dem Glas größer. Wie mit einem Spinnweb wurde das gläserne Meer von feinen und feinsten Rissen überzogen, die sich nun rasend schnell bis zum Horizont ausbreiteten.

Und mit einem lauten Klirren und Krachen brach die Glasfläche mit all ihren filigranen Wellengebilden in sich zusammen.

Wipo stand regungslos, den Bergkristall in der Hand, am Rande des infernalischen Schauspiels. Er schloß die Augen in der Erwartung, von herannahenden Wassermassen verschlungen zu werden.

Aber nichts geschah.

Wipo schreckte hoch. Sein Pferd schlug mit seinem beschlagenen Vorderhuf gegen einen Stein, so, als wollte der Rappe sagen, Wipo habe nun genug geschlafen. Verstört blinzelte der Sänger in die untergehende Sonne. Er hob den Kristall an seine Augen und schüttelte verwundert den Kopf: Er hielt sein Trinkhorn fest umklammert. Offenbar hatte er geschlafen. Schnell richtete er sich auf, aber er konnte nicht mehr verhindern, daß sein Pferd nur noch einen kümmerlichen Rest des Brotes übrigließ. Müde rieb er sich den Schlaf aus den Augen, er brauchte lange, bis er Traum und Wirklichkeit wieder voneinander trennen konnte. Erst als er in ein Stück Wurst biß und süßen Rotwein trank, war sich Wipo sicher, daß das gläserne Meer ihn nicht verschlingen konnte, sondern daß alles nur ein böser Traum gewesen war.

„Wenn nur alle Abenteuer so glimpflich ausgingen“, sagte er halblaut zu sich, als er seine Vorräte sorgfältig wieder einpackte, die schon bedenklich abgenommen hatten, wie er besorgt feststellte. Brot war so gut wie keines mehr da. Sein Pferd hatte fast alles aufgefressen.

Der Tag ging zu Ende, sein Schlaf hatte länger gedauert, als er gedacht hatte. Es wurde allmählich Zeit, einen Lagerplatz für die Nacht zu suchen. Morgen mußte er sich sputen, wenn er den

Wald von Derga rechtzeitig erreichen wollte. Während er weiterritt, wurden die kleinen Birkenwäldchen weniger, das wilde Moor begann, vor dem alle Reisenden warnten. Wipo trieb sein Pferd zur Eile an. Er beschloß, nun doch bis zur völligen Dunkelheit zu reiten, um an diesem Tag möglichst weit zu kommen. Ein kleiner, aber fester Weg führte ins Moor hinein.

Wipo war immer noch erstaunt, daß ihm, außer in seinem Traum, bisher keinerlei Abenteuer oder Gefahr begegnet waren.

Die Nacht kam schnell. Viel zu schnell für Wipo, der keinen Schlafplatz gefunden hatte. Ärgerlich über sich selbst ritt er vorsichtig weiter, im wilden Moor konnte jeder Schritt neben den Weg verhängnisvolle Folgen haben.

Doch da! Er blinzelte mit den Augen. War da nicht ein Licht zu sehen? Angestrengt starrte er in die Dunkelheit. Eine Laterne vielleicht, die im aufkommenden Wind hin- und herschwankte? Oder eines der Irrlichter, das Reisende, die sich im Moor nicht auskannten, ins Verderben führte? Trotz seiner Angst folgte er wie gebannt dem immer wieder aufblitzenden Lichtschein. Die Nacht war dunkel geworden, kein Stern stand am Himmel und der Mond war nicht zu sehen. Die Birken, die jetzt nur noch vereinzelt wuchsen, streiften Wipo mit ihren im Wind schwankenden Zweigen und erschreckten ihn.

Er stieg ab und versuchte, nicht auf das Licht zu achten. Er wollte unter den letzten Birken sein Lager aufschlagen. Es war die letzte Möglichkeit, einigermaßen geschützt die Nacht zu verbringen.

Der Wind wurde heftiger, schon bald war es ein Sturm. Wipo trat unter den Birken hervor und suchte das Irrlicht, aber vergeblich, es war erloschen. Ein Geräusch hinter ihm, das sich deutlich vom Blätterrauschen und vom Heulen des Windes abhob, ließ ihn stutzen. Ganz leise schien jemand zu rufen. Leise und klagend glaubte Wipo seinen Namen gehört zu haben. Oder war es der Wind? Er lauschte angestrengt in die finstere Nacht, er versuch-

te sich auf die eigenartigen Geräusche zu konzentrieren, als sich lautlos aus der Luft ein Schatten näherte, der immer größer wurde und sich genau auf Wipo zu bewegte. Er riß die Arme hoch. Das lautlose Wesen streifte mit seinen riesigen Schwingen seinen Kopf und verschwand in der Dunkelheit. Zitternd erkannte Wipo, daß es eine Eule war und floh mit klopfendem Herzen zu seinem Pferd, das er an eine Birke gebunden hatte.

Bald hatte er ein kleines Feuer entfacht. Die Helligkeit, die das wild flackernde Feuer verbreitete, gab Wipo etwas Sicherheit.

Der Sturm tobte. Direkt hinter ihm brach eine morsche Birke zusammen und fiel mit lautem Krachen in sein Feuer. Die Funken stoben in alle Richtungen, Wipo konnte vor Furcht und Schrecken keine Bewegung machen. Sein Pferd wieherte angstvoll. Zum Krachen des umstürzenden Baumes dröhnte in der Ferne das Heulen der Wölfe, die der Feuerschein anlockte. Im Moor stiegen Blasen auf und zerplatzten geräuschvoll an der Oberfläche. Das freigewordene Gas stank nach faulen Eiern, so stark, daß es Wipo übel wurde.

Der Sänger war nicht mehr sicher, ob er wieder einen schlechten Traum hatte oder ob's diesmal Wirklichkeit war, was er erlebte. Zu groß war die Angst, die ihm alle Sinne verschloß. Käuzchen über seinem Kopf riefen sich ihr unheimliches „Huhuuu“ zu. Kleine Schatten umflackerten hektisch den Feuerschein, die Wölfe heulten immer lauter und direkt hinter ihm im Birkenbruch bellte ein Dachs.

Wipo wollte nun stracks von diesem unheimlichen Ort fliehen. So grauenvoll war es ihm, daß er am liebsten in eine tiefe Ohnmacht gefallen wäre. Die Zeit hatte keine Bedeutung mehr für ihn, er wußte nicht, wie lange er schon hier war und wie lange er noch ausharren mußte. Er stand auf und suchte Schutz bei seinem Pferd, er klammerte sich an dessen Hals, um festzustellen, ob er träumte oder wachte.

Flinke Fledermäuse schossen auf das Pferd zu und bogen nur

Zentimeter vor dessen Kopf zur Seite. Das Tier scheute, riß sich los, schüttelte Wipo ab und galoppierte mit angstvollem Wiehern in die Nacht. Wipo wurde zu Boden geworfen und lag nun im feuchten Gras. Er bebte vor Angst. Schluchzend wünschte er sich sehnlichst den Tod herbei, damit diese grauenvolle Nacht endlich vorüber wäre. Es war ihm, als hätten alle Lieder und Melodien ihn für immer verlassen.

Stumm machte er sich nach dieser Nacht, von der er wünschte, er hätte sie nie erlebt, auf die Suche nach seinem verschollenen Pferd. Nach langem Suchen fand er es schließlich. Mutlos, mit gesenktem Kopf setzte er seine Reise fort. Die Wälder von Derga waren am Horizont aufgetaucht, riesig, dunkel und alle Berge bedeckend. Der Weg, den er ritt, führte ihn mitten in das riesige Moor. Jeden Schritt, den das Pferd tat, beantwortete die Natur mit fremdartigen Geräuschen. Rings um den Reiter gluckerte und quatschte es, Blasen zerplatzten an der Oberfläche.

Weite Strecken waren bedeckt mit Binsen und Seggen, das Wollgras blühte und ab und zu sah er einen rastenden Kranich. Er trieb sein Pferd zur Eile an, noch am Abend wollte er das Moor hinter sich gelassen haben. Er fühlte sich vollkommen geborgen in diesem Moor, denn es gab keinen Baum, hinter dem sich jemand verstecken konnte, meilenweit konnte man die Umgebung überblicken. Er hatte keine Furcht vor der Durchquerung dieser Wildnis, ihm graute nur vor der nächsten Nacht. Den ganzen Tag ritt Wipo, ohne einer Gefahr zu begegnen. Am Abend war sein Pferd erschöpft von dem weichen Moorweg, auf dem es viele Male bis über die Hufe eingesunken war.

Als sich der Tag neigte, begannen vereinzelte Birken und kleine Wäldchen das Ende des Moores anzuzeigen. Derga war noch ungefähr eine halbe Tagereise entfernt. Wipo suchte furchtsam einen Rastplatz, er war noch genauso entmutigt wie am Morgen. Der mangelnde Schlaf und die nächtlichen Erlebnisse hatten ihn müde gemacht. Er lagerte am Rande eines freundlichen Buchen-

waldes, das Moor lag jetzt endgültig hinter ihm. Wipo hatte sich nicht mehr um irgendwelche Geräusche oder flimmernde Schatten gekümmert.

Wipo verzichtete auf Brot und Schinken. Sofort nachdem er das Feuer entfacht hatte, legte er sich nieder. Sein Stoßgebet, das er gen Himmel schickte, sollte ihn vor einer Nacht wie der letzten bewahren. Wipo wünschte sich nichts sehnlicher als einen tiefen, traumlosen Schlaf. Doch unruhig legte er sich von einer Seite auf die andere, dauernd wachte er wieder auf. Schließlich, nach langer Zeit, schlief er endlich ein. Er schlief traumlos und tief, so daß er nicht bemerkte, wie es langsam hell wurde und der Wald erwachte...

Wipo hörte nicht, wie das Unterholz knackte, als sich etwas auf ihn zu bewegte. Sein Pferd wieherte angstvoll, blieb aber wie angepflockt stehen und starrte über Wipo hinweg in den Wald. Plötzlich ging alles rasend schnell. Der Weiße Hirsch Infahan trat zu dem schlafenden Sänger, stieß ihn mit seinem Geweih und stampfte ungeduldig mit den Hufen, als Wipo nicht aufwachen wollte.

Es war fast zu spät, als Wipo endlich die Gefahr erkannte. Mit einem ungeheuren Brüllen stürzte eine riesenhafte Bärin aus dem Gebüsch auf Wipo zu, der sich nur mit einem mächtigen Satz auf sein Pferd retten konnte, das rasend vor Angst mit seinem Reiter dem Weißen Hirschen durch den Wald hinterher galoppierte.

Sie flohen zu schnell für die Bärin, die bald wieder zu ihren Jungen zurücktrottete.

Der Weiße Hirsch führte Wipo in fliegender Eile durch den Wald. Stunde um Stunde folgte der Sänger Infahan zu den Wäldern von Derga.

Schon von weitem erkannte Wipo sein Ziel. In einem unbewaldeten Tal blitzten die Rüstungen und die Waffen des Ritterheeres

in der Sonne. Der Weiße Hirsch führte ihn durch das riesige Heerlager direkt vor ein Zelt, das sich mit seinem dunklen grünen Tuch von allen anderen Zelten unterschied. Kein Schmuck war angebracht, nur das Bild des Hirschen war auf die Stoffbahnen aufgestickt.

Infahan war verschwunden, als Wipo vom Pferd sprang. Ein großer, einfach gekleideter Ritter trat vor das Zelt und sah Wipo fragend an:

„Wer seid Ihr, daß Infahan Euch hierher führte?“

„Ich bin Wipo von Rauenfels. Ich suche Ritter Essal von Eschehorne. Ihm überbringe ich eine Botschaft aus Stahude.“

„So kommt in mein Zelt.“ Der Ritter hielt einladend den Eingang zum Zelt geöffnet. „Ich bin Essal von Eschehorne.“

Aufmerksam studierte der Ritter die auf Pergament geschriebene Botschaft. Danach blickte er Wipo ernst und nachdenklich an.

„So ist Felix in Stahude?“

„Ja.“ Wipo nickte.

„Dann werden wir gemeinsam in dieser Schlacht kämpfen.“ Essals Augen begannen zu leuchten. „Und wir werden gemeinsam stark genug sein, Meridan vor dieser Gefahr zu bewahren!“

Essal ließ einige Ritter in sein Zelt bitten. Wipo staunte, wie selbstverständlich dieser bescheiden gekleidete Mann von den zum Teil prächtig aufgeputzten Rittern als ihr Anführer akzeptiert wurde.

Die Aufregungen und die Anspannung der letzten Tage forderten von Wipo ihren Tribut. Fiebrig und heiser lag er auf dem Lager, von Schüttelfrösten geplagt. Nur mit Mühe hatte er sich dazu bewegen lassen, wenigstens einen halben Tag auszuruhen.

Am darauffolgenden Tag trat er, begleitet von zwei Knappen, die sich in den Wäldern von Derga auskannten, den Heimweg an. Ausgerüstet mit einem neuen Pferd und mit ausreichend Proviant verabschiedete er sich von Essal, der ihm genau den Plan erläutert hatte, wie er König Zirom zu Hilfe eilen wollte.



Die Befreiung des Königs

Ein leichter Luftzug strich Felix übers Gesicht. Er war gerade erst eingeschlafen, als er von dem kühlen Hauch wieder erwachte.

Still blieb er auf seiner harten Pritsche liegen, versuchte, sich nicht zu bewegen und starrte in die Dunkelheit. Seine Augen gewöhnten sich an das wenige Licht, das der Mond in die Zelle fallen ließ. Deutlich meinte er, ein leises, vorsichtiges Schlurfen auf dem Fußboden zu hören. Das Mondlicht beschien nur einen kleinen Fleck vor seinem Bett, der Rest des Raumes lag in tiefem Dunkel. Regungslos lag Felix, während er beobachtete, wie sich aus dem Schatten ein Mönch auf ihn zu bewegte. Jede Faser seines Körpers war gespannt, langsam griff seine Hand nach dem Dolch, den er seit dem merkwürdigen Verhalten der beiden Gestalten im Münster selbst im Schlaf an seinem Gürtel trug. Er war bereit, einen eventuellen Angriff abzuwehren.

Der Unbekannte in der Mönchskutte bewegte sich fast unhörbar, langsam und Schritt für Schritt durch die Zelle. Er setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Felix bezwang sich, er wollte erst angreifen, wenn er sicher war, auch diesen Kampf zu gewinnen.

Der Mönch blieb am Fenster stehen, seine Kapuze war tief ins Gesicht gezogen, so daß Felix nur einen Schatten wahrnehmen konnte. Felix schluckte, seine Hand zitterte leicht an seinem Dolch.

Vor dem Fenster war ein Tischchen mit einem Krug Wasser, in den der Mönch aus einer kleinen Papiertüte ein Pulver hineinschüttete. Vorsichtig steckte er das Papiertütchen ohne zu ra-

scheln zurück in seine Kutte, blickte noch einmal zu Felix und machte sich genauso vorsichtig, wie er gekommen war, auf den Rückweg. Felix versuchte, sich wenigstens die Größe des Mannes einzuprägen. Einen anderen Anhaltspunkt für ein späteres Erkennen hatte er nicht. Er beschloß, seinen nächtlichen Besucher in dem Glauben zu lassen, er habe nichts bemerkt.

Fast geräuschlos öffnete der Unbekannte die Tür, Felix spürte wieder diesen Lufthauch. Unhörbar wie ein Schatten schlüpfte der Mönch hinaus auf den Gang. Die Tür zog er sorgsam zu, sodaß Felix unsicher wurde, ob er es überhaupt gehört hatte. Schließlich bemerkte er aber doch das kaum wahrnehmbare Einschnappen des Türschlosses. Erleichtert atmete er auf.

Sollte er vergiftet werden? Was hatte der Mönch in seinen Krug geschüttet? Konnte er sich selbst hier im Kloster nicht mehr sicher fühlen? Wer steckte dahinter? Die beiden Mönche aus dem Münster? Oder vielleicht sogar der Abt?

Grübelnd lag Felix unter seiner Decke. Hin und her überlegte er, wer ein Interesse haben könnte, ihn aus dem Weg zu schaffen. Schließlich stand er leise auf, schlich zur Tür und riß sie mit einem Ruck auf. Niemand stand davor, der Gang war menschenleer, das Kloster lag in tiefem Schlaf.

Lange konnte Felix nicht wieder einschlafen. Am Morgen, so beschloß Felix, wollte er sich dem Abt anvertrauen. Wäre Alanus ebenfalls ein Verräter, hätte Bruder Samoht ihn ganz gewiß nicht hierher gesandt.

Aufgewühlt von dem nächtlichen Erlebnis saß Felix nach der Frühmesse, im Arbeitszimmer des Abtes und berichtete, was er erlebt hatte.

„Habt Ihr den Krug mit dem Wasser noch?“ fragte Abt Alanus erregt.

Felix nickte. „So holt den Krug hierher. Ich habe da so einen Verdacht...“

Minuten später stand der Krug vor des Abtes großer Nase. Er

hatte sich mit seinem Gesicht über den Krug gebeugt und roch an dem Wasser.

„Nichts zu riechen. Das wäre aber auch ungewöhnlich. Schlecht riechendes Wasser trinkt ja niemand.“

Der Abt schritt hinüber ans Fenster und sah auf den Hof hinaus.

„Daß der Verrat schon bis in mein Kloster gedrungen ist“, er wandte sich um und sah Felix an, „erschüttert mich zutiefst. Ich hätte das niemals für möglich gehalten. O tempora, o mores! Was für Zeiten und Sitten sind das! Man kann nicht einmal mehr den eigenen Mönchen vertrauen.“

„Ihr hattet vorhin einen Verdacht erwähnt...“, sagte Felix.

Der Abt nickte: „Deshalb bat ich Euch, den Krug zu holen. Es kommen nur zwei Mönche für solch eine schändliche Tat in Frage. Wir haben nur zwei, auf die Eure, entschuldigt bitte, magerere Beschreibung paßt. Ich werde sie holen.“

Er verschwand für kurze Zeit aus dem Arbeitsraum und kam mit einem Mönch zurück, der seinen forschenden Blick auf Felix richtete, als er eintrat.

„Bruder Johannes! Dies ist ein Krug Wasser“, sagte der Abt. Der Mönch verstand nichts, er blickte den Abt verständnislos an.

„Dies ist ein bestimmter Krug Wasser. Er ist aus der Zelle des Felix von Eschehorne. Trinkt ihn aus.“

„Entschuldigt, Hochwürdigster Abt. Habe ich richtig verstanden? Ich soll ihn austrinken?“

„Ja!“ sagte der Abt kurz angebunden.

Der Mönch hob den Krug ohne zu zögern und setzte ihn an die Lippen.

„Halt!“ rief der Abt und nahm ihm den Krug ab. „Das genügt. Ich brauche Euch jetzt nicht mehr. Vielen Dank.“ Damit war Bruder Johannes entlassen. Kopfschüttelnd verließ der den Raum.

„Johannes war es nicht“, sagte der Abt. „Ich hole den nächsten!“ Fast schien es Felix, als bereite es dem Abt, bei allem Entsetzen

über die Tat, ein heimliches Vergnügen, den Vorfall aufzuklären. „Dies ist ein Krug Wasser“, sagte der Abt wieder, als der zweite Mönch im Zimmer stand. Er hatte Felix noch nicht bemerkt, denn er stand mit dem Rücken zu ihm.

„Dies ist ein besonderer Krug. Es ist der Krug aus der Zelle unseres Gastes.“

Felix trat in das Blickfeld des Mönchs und sah in ein leichenblasses Gesicht.

„Trinkt ihn aus, Bruder Bruno!“

„Ich soll...?“ stotterte der Mönch angstvoll.

„Trinkt ihn aus!“ donnerte der Abt.

Der Mönch hob langsam den Krug, seine Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen, er sah erst zu Felix, dann zum Abt. Der Krug war unter dem unbarmherzigen Blick des Abtes schon an seinen Lippen, als er so zu zittern begann, daß ihm das Gefäß aus der Hand rutschte und mit lautem Klirren auf dem Steinfußboden zerschellte.

„Habt Ihr mir nichts zu sagen, Bruder Bruno?“ fragte der Abt leise.

„Ich bitte, nehmt mir die Beichte ab“, flüsterte nach einer Weile des Schweigens der Mönch, der wie ein Häuflein Elend dastand.

„Geht in Eure Zelle“, befahl der Abt. „Bleibt darin und betet. Ich werde Euch rufen lassen.“

Der Mönch schlich zur Tür hinaus. Abt Alanus lief aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Jetzt müssen wir handeln“, wandte er sich dann an Felix.

„Bevor Scupin in der Burg merkt, daß wir den Verrat aufgedeckt haben. Ich werde zur Mittagszeit in die Burg gehen, dort die Messe halten. Vielleicht erfahre ich dort etwas Neues. Bleibt hier und wartet auf mich. Verlaßt mein Arbeitszimmer nicht. Nur hier seid Ihr wirklich sicher“, seufzte er.

Felix vertrieb sich die Zeit des Wartens mit dem Betrachten der

Arbeiten aus dem Skriptorium des Klosters. Das Werk des Königs von Jerusalem war nicht darunter. Er hätte es gern noch einmal gesehen.

Gegen nachmittag kam der Abt wütend aus der Burg zurück. „Scupin fordert Euren Kopf!“ rief er. „Wir sollen Euch ausliefern, sonst will er Euch holen lassen. Bis zum Turnier hat er uns Zeit gegeben.“ Der Abt hielt inne und überlegte: „Ihr werdet ihn schon vorher kennenlernen. Bruder Brunos Verrat und sein Giftanschlag auf Euer Leben haben mich auf eine Idee gebracht. Ich habe da einen Plan...“

Am nächsten Morgen zur Frühmesse in der Kapelle der Burg stiegen der Abt Alanus vom Kloster zur Himmlischen Pforte und sein Meßdiener Felix von Eschehorne mit einigen Mönchen die engen Gassen, die so steil waren, daß man Treppenstufen eingebaut hatte, zur Burg König Ziroms hinauf. Die Sonne war schon aufgegangen, sie hatte aber noch keine wärmende Kraft und die Nacht war kühl gewesen. Felix fröstelte, die Kutte war nur dünn, außerdem war er noch müde. Auch in dieser Nacht war er immer nur kurz eingenickt, die Angst vor einem neuen ungebetenen Besuch in seiner Zelle und auch die Sorge um Wipo hatten ihn keinen Schlaf finden lassen.

Das Burgtor wurde geöffnet, nachdem die Wache durch ein kleines Fenster gesehen hatte, wer Einlaß begehrte. Der Abt ging ruhig, so als sei nichts besonderes, in die Schloßkapelle und bereitete mit seinen Helfern die Heilige Messe vor.

Königin Alegna, genannt „Die Rote“, wegen ihrer roten Haare, die sie offen trug, kam als eine der ersten und kniete sich auf ihre Bank. Sie versank sofort in tiefes Gebet und schien nichts mehr von dem wahrzunehmen, was um sie herum geschah. Die restlichen Burgbewohner kamen nach und nach, bis schließlich auch

Kanzler Scupin von Campermark mit seinem Gefolge eintraf. Stolz und mit erhobenem Haupt betrat er die kleine Kapelle. Er blieb an der Eingangstür stehen und beobachtete das Geschehen. Erst als sein Gefolge hinter ihm in die Kirche drängte, entschloß er sich, seinem Platz einzunehmen. Felix eilte geschäftig hin und her, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Als er die Ritter bemerkte, die hinter Scupin die Kirche betraten, stockte sein Atem. Er erkannte Ritter Odilo und zwei andere aus Burg Friedrichseck. Sie setzten sich rechts und links neben Kanzler Scupin von Campermark und blickten auf den Altar.

Die Kapuze warf einen tiefen Schatten auf Felix Gesicht, er befürchtete dennoch, erkannt zu werden. Der Abt hatte ihm genauestens erklärt, was er im Laufe der Messe zu tun hatte. Sein Herz klopfte wie rasend, er wußte, von diesen Minuten hing das Gelingen ihres Planes ab. Der Abt hatte lange in der Bibliothek des Klosters verbracht, bis er endlich die richtige Rezeptur für das Mittel gefunden hatte, mit dem er schließlich die Hostie so präparierte, daß sie alle in tiefen Schlaf fallen ließ, die sie zu sich nahmen.

Die Heilige Messe begann. Nach den Gebeten und Gesängen bestieg der Abt die Kanzel, die eine kunstvoll gedrechselte Empore nach oben abschloß. Er begann nicht sofort mit der Predigt, sondern stand schweigend und bedrohlich über den Gläubigen.

Seine großen Hände umfaßten das Pult, als wollten sie es aus der Verankerung reißen. Seine Knöchel wurden weiß und seine Augen musterten die Königin, den Kanzler und wanderten dann von Ritter zu Ritter. Königin Alegna bemerkte das bedrohliche Schweigen nicht, zu tief war sie in ihre Gebete und ihre Trauer versunken.

„So beginnt!“ durchbrach Scupin dröhnend das Schweigen.

Die Gemeinde erschrak über diese unerhörte, noch nie dagewesene Respektlosigkeit des Kanzlers, der den Priester mit barschem Ton zur Predigt aufforderte.

Ohne den versammelten Gläubigen auch nur das Gefühl zu geben, er habe sich um diese Äußerung gekümmert, begann Abt Alanus mit seiner Predigt:

„Wer einst mit hundert Pflügen die Scholle gewendet hat...“

Felix äugte unter seiner Kapuze hervor und beobachtete die Gemeinde. Der Kopf Scupins schwoll zornesrot an, er wußte, wen der Abt mit seinen Worten treffen wollte. Ihn ganz persönlich!

Die letzten Sätze der Predigt gingen fast im Tumult unter. Die Ritter waren aufgesprungen und wollten ihre Schwerter ziehen, als Königin Alegna sich erhob und die Situation beruhigte. Sie gebot den Rittern, sich zu setzen. Nur ihrer Autorität war es zu verdanken, daß die Messe fortgeführt werden konnte.

Der Abt hat zuviel riskiert, dachte Felix und begann, die Heilige Kommunion vorzubereiten, die die Königin als erste erhielt.

Der Abt reichte ihr die Hostie.

Felix mußte sich bezwingen, seine Aufgaben unverdächtig weiterzuführen, er mußte die ganze Zeit auf die Szene starren, wie der Abt vor Königin Alegna stand. Als nächster erhielt Kanzler Scupin die Hostie. Der Abt schaute ihm mit versteinertem Blick ins Gesicht und Scupin hatte Mühe diesem standzuhalten. In den Augen der Kontrahenten sah Felix erbitterte Feindschaft. Abt Alanaus beeilte sich, auch den anderen Rittern möglichst schnell die Hostie zu verabreichen. Dann drehte er sich ruhig um und sah wieder in Richtung des Altars. Nichts geschah. Felix wurde nervös. Sollte das Mittel etwa gar nicht betäubend wirken? Hatte er gar die falschen Oblaten genommen? Der Abt zitterte vor Anspannung. Felix sah, wie sein Gesicht fahler und fahler wurde.

Da, plötzlich, hörte er hinter sich ein leises und erstauntes Stöhnen. Ein Stuhl fiel um. Der Kanzler sprang auf, der umsinkenden Königin zu Hilfe zu eilen. Es gelang ihm nicht. Ebenso wie die Königin brach auch er zusammen und sank in einen tie-

fen Schlaf. Die Gottesdienstbesucher erhoben sich, um das ungewöhnliche Geschehen zu beobachten. Doch nach und nach fiel einer nach dem anderen zu Boden. Die letzten versuchten noch in Panik die Kapelle zu verlassen, wurden aber von den Mönchen an der Tür zurückgehalten. Sie waren schon so schwach, daß sie im Mittelgang der Kirche und vor dem großen Portal zusammenbrachen.

„Jetzt kommt“, rief der Abt, packte Meßwein und Oblaten und rannte aus der Kapelle. Felix und die Mönche folgten ihm. Sie schlossen die Tür der Burgkapelle sorgfältig ab.

Die schlafenden Gottesdienstbesucher waren gefangen!

Über den Burghof gingen sie gemessenen Schrittes, sie durften auf keinen Fall Aufsehen erregen. Unter dem großen, mächtigen Burgfried lag das Verlies, in dem der Abt den König vermutete. Im Turm führte eine Wendeltreppe in die Tiefe. Felix erschien es wie ein schwarzer, unendlich tiefer Schlund, in den sie hinabsteigen sollten. Der Abt nahm eine Fackel vom an der Wand eingelassenen Halter und begann, zum Verlies hinabzusteigen. Felix folgte, die Mönche warteten am Eingang des Burgfrieds.

Endlos erschien Felix die Wendeltreppe, sie wollte und wollte nicht enden. Schließlich aber hatten sie die letzte Stufe erreicht. Ein schmaler Gang lag vor ihnen. Der Abt war ein großer Mann, er mußte sich bücken, um nicht an die gewölbte Decke des Ganges zu stoßen. Feucht und rutschig war der Boden und so kamen sie nur langsam voran.

Außer dem Schein der Fackel war kein Licht in diesem tiefen, finsternen Zugang zum Verlies. Ratten huschten vorüber. Unvermittelt knickte der Gang ab und bald wurde der Eingang des Verlieses von einem schmalen Lichtband, das aus einer kleinen Maueröffnung nach unten fiel, spärlich erleuchtet. Vor der schweren eichenen Tür, die mit einem Riegel und einem Schloß gesichert war, stand ein schläfriger Wachposten.

„Gott zum Gruße“, sagte der Abt freundlich zu dem überrasch-

ten Mann, der wohl eine Ablösung erwartet hatte. Er senkte seinen Speer, den er auf den Boden gerammt hatte, um sich daran festzuhalten.

„Halt, ehrwürdiger Bruder!“ sagte er bestimmt.

Der Abt hob die rechte Hand zum Segen.

„Den Gefangenen erwartet morgen der Galgen. Gott sei seiner armen Seele gnädig. In Ewigkeit Amen.“

„Amen“, wiederholte der Wachtposten.

„Ich bin gerufen worden, die arme Seele auf ihrem letzten Weg zu begleiten. Öffnet die Tür.“

Der Wachtposten schwankte.

„Nein, ehrwürdiger Bruder. Nur der König oder der Kanzler dürfen diese Tür öffnen. Zu schwer sind die Verbrechen des Gefangenen. Ich darf die Tür nicht öffnen. Es ist mir bei Todesstrafe verboten.“

„Wißt Ihr, wer hier gefangen sitzt?“ fragte der Abt.

„Ein Hochverräter, ein Spion König Reglohs.“ Er spuckte vor der Tür auf den Boden, um seine Verachtung zu bekräftigen.

„Ihr habt recht, Ihr seid ein rechtschaffener Mann“, erwiderte der Abt. „Ich habe in der Eile die Oblaten, den Leib Christi in der Schloßkapelle vergessen. Wir kehren um und kommen mit dem Kanzler zurück.“ Mit diesen Worten stellte er den Pokal mit dem Meßwein auf eine kleine Steinbank neben der Tür und wandte sich zum Gehen.

Felix war überrascht. Mit eigenen Augen hatte er gesehen, wie der Abt die Oblaten eingesteckt hatte? Was hatte der Abt vor? Wurde wieder ein falsches Spiel gespielt? Grübelnd folgte er dem Abt, bis der an der ersten Treppenstufe der Wendeltreppe anhielt.

„Was habt Ihr vor, ehrwürdiger Abt?“ flüsterte Felix erregt.

„Wartet ab“, schmunzelte Abt Alanus. „Meine Lebenserfahrung sagt mir, daß der Weg bald frei sein wird.“

In diesem Moment hörte man ein metallisches Klirren, danach

einen dumpfen Ton, als fiel ein Körper zu Boden. Die Geräusche wurden durch den langen Gang noch verstärkt.

„Seht Ihr?“ der Abt lachte trotz der Anspannung und lief los. Der Wachposten lag betäubt vor der Tür und regte sich nicht, als der Abt ihn zur Seite rollte.

„Er konnte dem guten Meßwein einfach nicht widerstehen!“ Felix sah den Abt überrascht an: „Hattet Ihr auch den Meßwein präpariert?“

Der Abt nickte: „Ich wollte ganz sicher gehen. Es gehörte zu meinem Plan, den Wächter zu betäuben. Und freiwillig nascht niemand an Oblaten...“

Die Suche nach dem Schlüssel zur Türe blieb ergebnislos. Weder am Gürtel noch in den Taschen des Wachmannes wurden sie fündig. Nervös suchte der Abt unter der Steinbank, in Mauerritzen und selbst im Schuh des betäubten Postens. Der Schlüssel blieb unauffindbar.

Mit sorgenvollem Gesicht erhob sich der Abt, nachdem er den Mann durchsucht hatte. Ratlos standen Alanus und Felix vor der schweren eichenen Tür, hinter der sie den König vermuteten.

Felix strich mit seinen Händen über das Holz, befühlte die Scharniere und suchte nach einem geheimen Mechanismus, der vielleicht in die Tür eingebaut war. Er erinnerte sich an die Steintüre, die auf Burg Friedrichseck mit einem solchen System zu öffnen gewesen war.

„Gebt Euch keine Mühe“, sagte der Abt, der Felix' Untersuchungen richtig deutete. „So einfach werden sie es uns nicht gemacht haben.“

„Die Tür ist neu“, sagte Felix.

Der Abt nickte: „Hier hat Scupin vorgesorgt. Er hat alles gut vorbereitet.“

Felix sah den Abt an.

„Scupin!“ rief er.

Und im selben Moment wußte auch der Abt, was gemeint war.

Sie drehten sich auf dem Absatz um und eilten durch den Gang zur Wendeltreppe, sprangen, immer zwei Stufen nehmend, die Treppe hinauf und standen vor den überraschten Mönchen. Im Laufschrift rannten der Abt, Felix und die Mönche, jede Vorsicht vergessend, über den Burghof zur Kapellentür.

„Wie lange wirkt das Mittel?“ keuchte Felix, als sie vor der Tür standen.

„Eine bis zwei Stunden. Das ist sehr unterschiedlich. Aufschließen!“ herrschte Alanus, nervös geworden, einen Mönch an. Die betäubten Gottesdienstbesucher lagen noch immer auf dem Boden. Felix stieß den Abt an und zeigte auf Kanzler Scupin, der als einziger schon begann, sich zu bewegen.

„Schnell, den Meßwein“, rief Alanus und kletterte über die auf dem Boden liegenden Leiber. Scupin erhob sich auf die Knie und sah wütend zu dem heraneilenden Abt. Alanus trat entschlossen hinter ihn und umklammerte den überraschten Kanzler mit eisernem Griff. Scupin war noch zu schwach, sich zu wehren, die Kräfte des Abtes drohten aber dennoch zu erlahmen, als Felix mit dem Meßwein aus der Sakristei trat.

„Flößt ihm den Wein ein“, rief der Abt. Felix setzte den Weinkrug an Scupins Lippen und schüttete den Wein in seinen Mund. Scupin versuchte sich zu wehren und spuckte Felix den Meßwein ins Gesicht.

„Ihr müßt ihm den Mund zuhalten.“ Der Abt hatte einen roten Kopf vor Anstrengung bekommen. Felix wiederholte den Versuch und hielt Scupin mit aller Kraft Mund und Nase zu, bis er gezwungen war, zu schlucken. Nach kurzer Zeit fiel sein Kopf kraftlos nach vorn.

Der Abt ließ ihn erschöpft auf den Boden fallen und setzte sich auf eine Bank. Er atmete stoßweise. „Seht nach, ob er den Schlüssel hat“, sagte er leise und kraftlos.

Felix drehte den Kanzler zur Seite und nahm einen Bund mit Schlüsseln von seinem Gürtel. Der Abt nickte.

„Scupin hatte den Schlüssel natürlich bei sich. So einen wertvollen Gefangenen vertraut man niemandem an.“

Felix sah besorgt zu dem erschöpften Abt. Er wußte, die Zeit drängte, der Wächter im Kerker konnte ebenfalls bald aus seinem Schlaf erwachen.

Alanus schien seine Gedanken erraten zu haben. Ächzend erhob er sich aus der Bank.

„Niemals hätte ich gedacht, daß ich das Haus des Herrn eines Tages so mißbrauchen müßte“, seufzte er mit einem Blick auf die wie tot daliegenden Gottesdienstbesucher.

„Wir müssen uns beeilen“, sagte Felix. „Der Wachmann...“

„Ja“, bekräftigte der Abt und Felix erkannte, daß dieser seine Kraft, zu handeln wiedergewonnen hatte. Er befahl einigen Mönchen, an der Kirchentüre zu wachen, sich dabei aber unauffällig zu verhalten.

Sie eilten zurück zur kleinen Tür, hinter der die Wendeltreppe in die Tiefe führte. Die Fackel war erloschen, ein Windstoß hatte sie ausgeblasen. Tiefe Finsternis umfing sie, als sie ohne Zögern die Wendeltreppe hinunterstolpten. Der Abt schimpfte und fluchte so unchristlich, daß er Felix fast zum Lachen brachte. Endlich, nach einem schier endlosen Marsch durch den dunklen Gang, sahen sie den Schimmer der Fackel, die vor der Kerkertür an der Wand befestigt war.

Der Abt und Felix beschleunigten ihre Schritte und atmeten erleichtert auf, als sie sahen, daß der Wächter noch genauso tief schlief, wie sie ihn verlassen hatten. Felix Hand zitterte vor Aufregung, als er den ersten Schlüssel in das Schloß der riesigen Eichentür steckte. Er paßte nicht. Felix nahm den ganzen Schlüsselbund und ging näher zum flackernden Lichtschein der Fackel. Er kniff seine Augen zusammen und besah sich jeden Schlüssel genauestens. Abt Alanus sah ihn fragend an, Felix bemerkte das Stirnrunzeln des geistlichen Mannes nicht, so vertieft war er in das Studium der einzelnen Schlüssel.

„Der muß es sein“, murmelte er und machte einen zweiten Versuch.

Erwartungsvoll sah der Abt zu, aber auch dieser Schlüssel war der falsche. Felix schüttelte den Kopf, untersuchte alle Schlüssel noch einmal und entschied sich schließlich für einen, der einen sehr kleinen Schlüsselbart hatte.

„Wenn dieser nicht paßt, sagte der Abt unruhig, „müssen wir es mit Gewalt versuchen. Beeilt Euch!“

Felix schob den Schlüssel vorsichtig in das Schlüsselloch und drehte ihn herum. Er paßte! Felix drehte ihn einmal, dann ein zweites Mal. Aber nichts geschah. Die Tür blieb verschlossen.

„Es muß noch einen geheimen Mechanismus geben“, sagte er leise zu Alanus. „Oder vielleicht gibt es noch ein zweites Schloß.“ Sie untersuchten fieberhaft mit den bloßen Händen die schweren Eichenbretter, aus denen die Tür gefertigt war. Immer nervöser wurden sie. Der Wachposten begann schon, sich leicht im Schlaf zu bewegen. Felix lehnte sich erschöpft an die Wand und wischte sich den Schweiß von der Stirn, der ihm trotz der Kühle ausgebrochen war. Als er mit seinem Kopf die Wand berührte, sprang er mit einem Satz nach vorne. Er riß die Fackel von der Wand und beleuchtete die Stelle, die sein Kopf berührt hatte.

„Hier“, sagte er zum Abt und reichte ihm die Fackel, „Leuchtet mir!“

Der Stein, den er mit dem Hinterkopf berührt hatte, war ein klein wenig locker. Felix befühlte ihn vorsichtig und plötzlich bewegte sich der Stein um die eigene Achse. Dahinter konnte er im Halbdunkel ein zweites Schloß erkennen. Schon der erste Versuch mit dem ersten Schlüssel, den er ins Schloß der Tür gesteckt hatte, gelang.

„Seht Ihr“, flüsterte er triumphierend dem Abt zu, „der Erste war der Richtige. Nur das Schloß war das Falsche!“

Jetzt begann sich die Tür knarzend zu öffnen.

Als sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bot sich

ihnen ein schauerliches Bild. König Zirom von Meridan lag auf dem nackten Steinboden, beide Füße waren angeketet. Als die Türe sich öffnete und die Fackel die Szene erhellte, huschten Ratten und Kakerlaken in ihre Verstecke. Bei König Zirom stand eine Schüssel mit verschmutztem Wasser und etwas von Ratten angenagtes Brot. Der König war völlig entkräftet, nur sein Blick verriet, daß sein Stolz nicht gebrochen war.

„Alanus!“ flüsterte er mit matter Stimme.

„Mein König!“

Sie halfen König Zirom auf. Er konnte kaum mehr laufen. Beide Beine waren übersät mit Schrunden und Geschwüren.

Felix wandte sich auf ein Zeichen des Abtes um und rannte durch den Gang auf die Wendeltreppe zu, so schnell es in der Dunkelheit möglich war. Seine Kutte behinderte ihn und so stolperte er mehr als er rannte über die glitschigen Steine, bis er der Länge nach hinfiel. Felix biß die Zähne zusammen und versuchte die aufgeschlagenen Knie und Hände zu ignorieren. Er rappelte sich hoch und hetzte die Wendeltreppe nach oben. Die Mönche schleppten einen Sessel bis zum Verlies, setzten König Zirom darauf und trugen ihn durch die ganze Burg in die Privatgemächer der Königsfamilie, ohne einem einzigen Burgsassen zu begegnen. Dort überließen sie den König der Pflege einer fassungslosen Dienerschaft.

Der Abt handelte schnell und überlegt.

„Ich entscheide gern und viel“, sagte er zu Felix. Jetzt war er, schien es, in seinem Element. Nichts mehr war übriggeblieben von dem verzweiferten Beichtvater des Königs, der im Kloster vor einem fünfzehnjährigen Knaben eingestehen mußte: „Ich weiß nicht mehr weiter.“

Der Kommandant der Burgwachen wurde gerufen. Er versicherte dem König seine rückhaltlose Loyalität und befahl die sofortige Gefangennahme des Kanzlers und der verräterischen Ritter. Als diese aus ihrer Betäubung erwachten, fanden sie sich

zu ihrer Überraschung in eben dem Verlies wieder, in dem sie eigentlich König Zirom wählten.

„Unsere Aufgabe ist für heute erfüllt“, sagte der Abt zu Felix, als Königin Alegna das Gemach König Ziroms betrat. Sie schluchzte und weinte hemmungslos, als Alanus die Tür öffnete und sie hereinbat. Sie durfte nur kurz bei König Zirom bleiben, einen längeren Besuch hätte der geschwächte König kaum überstanden. Der Wille des Königs, sobald als möglich wieder die Regierungsgeschäfte und die Verteidigung Meridans zu übernehmen, war ungebrochen, trotz seiner Erschöpfung. Nur mit Mühe konnte man ihn dazu überreden, sich wenigstens einen oder zwei Tage zu schonen.

„Mein König“, beschwor der Abt den König, „Ritter Essal von Eschehorne ist zurückgekehrt, er wird uns zu Hilfe kommen.“ Der König schloß die Augen und sank in seine Kissen zurück. „Dann wird alles gelingen“, flüsterte er und fiel in Schlaf. Die Besucher verließen leise das Schlafgemach des Königs. Der Abt gab Anweisung, absolutes Stillschweigen über das Wiederauftauchen des Königs zu bewahren.

„Der Sänger muß zurück sein, wenn wir im Kloster sind!“ sagte der Abt, als sich das Burgtor hinter ihnen schloß und sie die Treppenstufen in die Stadt hinunterstiegen. „Wir müssen wissen, welche Pläne Essal zur Rettung Meridans geschmiedet hat.“ Die Bewohner Stahudes strömten zur Messe ins Münster. Ehrfurchtsvoll grüßten sie den Abt des Klosters, der großen Respekt in der Stadt genoß.

Wipo lief ihnen durch den Kreuzgang entgegen, er war kurz nachdem Alanus und Felix in die Burg aufgebrochen waren, im Kloster eingetroffen.

„Wie ist es Euch ergangen?“ Felix rief es seinem Freund entgegen. Er konnte es kaum erwarten, Wipos Bericht zu hören.

„Man nannte mich früher Wipo Hasenfuß, weil ich hinter jedem

Busch irgendetwas hörte, was mir Angst machte. Genauso erging es mir diesmal. Aber jetzt bin ich davon geheilt, hoffe ich.“

„Certa enim fides non provenit ex auditu“, sagte Felix und lachte dabei laut.

Wipo verstand nichts.

„Ein sicherer Glaube kann nicht aus dem, was man hört, gewonnen werden.“ Der Abt übersetzte und sah Felix überrascht von der Seite an. Aber dann beschloß er, sich nicht mehr über diesen ungewöhnlichen Jüngling zu wundern. Sie hatten mittlerweile den Kapitelsaal erreicht und eilten auf die Tür von Abt Alanus' Arbeitszimmer zu.

„Nun berichtet von Essals Plänen!“ Der Abt war ungeduldig. Wipo von Rauenfels begann: „Ritter Essal liegt mit seinem Heer in den Wäldern von Derga. Sie benötigen etwa zwei Tage, um nach Stahude zu kommen. Eurer Botschaft zufolge soll das Turnier in drei Tagen stattfinden. Das Heer begann sofort mit dem Aufbruch. Ritter Essal und Ritter Jakon führen es an.“

„Ritter Jakon ist auch dabei! Das freut mich besonders. Er war als Knabe mein Schüler.“ Der Abt strahlte.

„König Zirom ist befreit?“

„Ja“, sagte der Abt, „es war genauso, wie ich vermutet hatte: Die Verräter saßen in der Burg.“ Sein Blick ruhte dankbar auf Felix, der ihn erst auf diesen Gedanken gebracht hatte.

„Der Plan Essals ist folgender: König Regloh soll im Glauben gelassen werden, daß seine Pläne aufgehen.“

Der Abt nickte.

„Er wird mit dem Schiff die Labe überqueren und dann den kleinen Fluß nach Stahude benutzen. Das ist der einzige Weg, bequem von Tunguskan nach Stahude zu gelangen.“

Der Abt hörte konzentriert zu und drückte ab und zu seine Zustimmung aus.

„Essal vermutet, daß nur eine kleine Vorhut aus Tunguskan nach

Stahude kommen wird. Die ganze Streitmacht Tunguskans aber wird bis an die Zähne bewaffnet auf Schiffen, die in der Labe vor Anker liegen werden, darauf lauern, daß auf der Burg König Ziroms die Flagge Tunguskans gehißt wird. Dann wird der Verrat erfolgreich gewesen sein und Meridan wird fallen. Der Weg nach Diarmada Ghrainne wäre dann frei.“

„Was schlägt Essal vor?“ fragte der Abt ungeduldig.

„Regloh soll nach Stahude kommen. Er begibt sich in die Höhle des Löwen. Nicht ahnend, daß es eine Falle für ihn sein wird und nicht umgekehrt. Im Hafen soll er überwältigt werden. Das Ritterheer ist bereit, die Schlacht gegen die führungslosen Ritter Tunguskans zu eröffnen.“

„Ein genialer Plan!“ der Abt drückte seine Zufriedenheit aus.

„Gott möge Essal, den Retter Meridans schützen“, murmelte er.



Die Schlacht um Meridan

In der Stadt hatte niemand etwas von der Befreiung des Königs bemerkt und die Vorbereitungen für das große Turnier gingen ohne Unterbrechung weiter. Den weitläufigen Marktplatz, an dessen einem Ende das Münster noch immer im Bau war, hatte man von allen Bauern, Hökern und Gauklern, die dort täglich für buntes Leben sorgten, geräumt. Die Zimmerleute stellten riesige Tribünen auf. Sechs Meter hoch waren die Bänke für die Zuschauer im hintersten Rang, es waren die begehrtesten Plätze. Das Skriptorium des Klosters zur Himmlischen Pforte hatte seine Fenster zum Marktplatz. Von hier aus beobachtete Felix das Treiben auf dem künftigen Austragungsort des Turniers. Um keinerlei Aufsehen zu erregen, waren alle Vorkehrungen für das angebliche Versöhnungsfest so beibehalten worden, als sei König Zirom immer noch auf seiner Büßerwallfahrt.

Die ersten Delegationen aus befreundeten Ländern und Städten trafen ein, sie alle hatten großes Interesse an einer Versöhnung zwischen Meridan und Tunguskan.

Fanfaren und Trompeten hallten über den Platz. Die Musikanten übten, während die Zimmerleute die Absperrungen und die Ställe für die Pferde fertigstellten. Im Volk war freudige Erwartung: Die Aussicht auf wirklichen Frieden machte die Menschen fröhlich. Ein bevorstehendes großes Fest mit fahnentragenden Rittern und spannenden Kampfspielen tat ein Übriges.

Die gute Stimmung unter den arbeitenden Menschen war auch für Felix spürbar, obwohl er so weit weg vom Geschehen hinter dem Klosterfenster stand. Er durfte sich immer noch nicht aus

dem Kloster hinauswagen. Die Wachen waren weiterhin auf ihn angesetzt, auch war ihre Präsenz, die bei aller Fröhlichkeit bedrohlich wirkte, beibehalten worden. Jeder Wachtposten mußte sich so postieren, daß er immer Blickkontakt mit dem benachbarten hatte, was bedeutete, daß niemand einen Schritt unbeobachtet machen konnte. Felix zog es deshalb vor, den weiteren Gang der Dinge im Schutze des Klosters abzuwarten.

Der Tag des Turniers brach an. Wipo war dem Heer Ritter Essals entgegengeritten, um ihm die letzten Pläne König Ziroms mitzuteilen. Er mußte zu diesem Zweck wieder durch den unterirdischen Gang aus der Stadt geschleust werden. Nichts durfte auf irgendeine Veränderung der Situation hindeuten.

Am frühen Morgen verkündete ein Herold in den Straßen der Stadt:

„Kanzler Scupin von Campermark, der von König Zirom vor dessen Büßerwallfahrt Siegel und Amtsgeschäfte übertragen bekam, gibt bekannt:

Der König von Tunguskan, König Regloh der Siegreiche, wird heute in unserer Stadt erwartet. Das Volk von Meridan wird aufgerufen, ihn mit gebührendem Jubel zu empfangen. Jegliche Mißfallensäußerung wird auf das Strengste bestraft. Zweihundert Stockhiebe dem, der sich eine Schmähung König Reglohs zuschulden kommen läßt.“

Die Menschen zogen förmlich den Kopf ein, eine solch harte Bestrafung ließ für die Zukunft nichts Gutes ahnen. Die Stadt hatte unter der Herrschaft Kanzler Scupins zu leiden gehabt, es hatte viele willkürliche Verhaftungen gegeben. Sogar die Zünfte der Stadt beklagten sich über die harten Maßnahmen der Wachen, die schon auf den kleinsten Verdacht hin zuschlugen. Die Handwerksmeister konnten manchen Auftrag nicht ausführen, zu viele ihrer Gesellen waren eingekerkert.

Die Kundschafter der Stadt ritten dem Schiff König Reglohs am Ufer entgegen. Unzählige Fahnen mit den Wappen der Ritter und der Zünfte Meridans am einen Flußufer, den Wappen Tun-guskans am anderen Ufer des kleinen Labe-Seitenarms, der in den Stahuder Hafen führte, boten ein farbenprächtiges Bild.

Alles wartete gespannt auf die Ankunft des Königs. Die Menschen standen um das Hafenbecken so dicht, daß die Wachen sie mehrfach zurückdrängen mußten, damit niemand ins Hafenbecken fiel. Auch hier war die Stadt festlich geschmückt, bunte Wimpel flatterten überall, die Kinder spielten Ball und Reigen auf den wenigen freien Plätzchen zwischen den vielen Menschen. Am Ende des Hafenbeckens war ein großes Zelt aufgebaut, das über und über mit dem Wappen des verräterischen Kanzlers geschmückt war: Drei goldene Wagenräder auf blauem Grund.

„Platz da!“ brüllten die Wachen, „Platz da, Kanzler Scupin kommt!“ Wer nicht sofort zur Seite trat, bekam die Lanze der Wachen so zu spüren, daß ihm noch Wochen danach der Kopf weh tun sollte. Der Kanzler kam in einer Sänfte, deren Fenster verhängt waren. Sie wurde direkt in das geöffnete Zelt hineingetragen, das die Bediensteten sofort hinter sich schlossen. Die Menschen in Stahude waren Ungewöhnliches von Kanzler Scupin gewöhnt. Dies jedoch übertraf alles bisher dagewesene an Arroganz und wurde vom Volk mit Buhrufen und Pfiffen quittiert.

„Was denkt der sich!“ rief ein Junge aus der Menge. Wütende Blicke der Wache auf diese Frechheit waren die Folge. Er war in der Menge sofort untergetaucht, er wußte, daß Kanzler Scupin Beleidigungen seiner Person aufs schärfste bestraft.

„Es lebe König Zirom“, wurde gerufen. „Es lebe König Zirom!“ Die Wachen stimmten ein, niemand konnte dafür zur Rechenschaft gezogen werden, aber viele wußten, daß Kanzler Scupin jetzt in seinem Zelt vor Wut kochte.

Fanfaren waren zu hören, erst leise, dann immer lauter. Die Menge beruhigte sich wieder und drängte noch näher an die Mauer des Hafenbeckens, um zu sehen, wie König Regloh auf seinem Prunkschiff im Stahuder Hafen einlief.

Berittene Fanfarenbläser auf dem Ufer begleiteten die kleine Flotte von drei Schiffen, die gemächlich den kleinen Fluß herunterkam. In den Pappeln am Uferrand hockten die Kinder, denen Regloh immer wieder freundlich zuwinkte, andere liefen mit den Schiffen um die Wette. Es herrschte eine gelöste, fröhliche Stimmung und der Ärger über Kanzler Scupins Arroganz war schnell vergessen.

Als das erste Schiff, auf dessen Planken König Regloh von Tunguskan triumphierend stand, im Hafen angekommen war, brach ein unbeschreiblicher Jubel los. Die Menschen riefen :

„Hoch lebe König Regloh, hoch lebe König Zirom!“ fielen sich um den Hals und warfen die kleinen Kinder in die Luft. Kaum jemand hatte geglaubt, daß das Angebot zu einem Versöhnungsturnier Wirklichkeit werden würde.

In dem ganzen Trubel bemerkte niemand, wie hinter dem letzten der drei Schiffe der Zollbaum quer über die Hafeneinfahrt gezogen wurde. König Regloh war gefangen!

Als Regloh die Hand hob und erwartungsvoll auf das Zelt in den Farben Scupins blickte, verebbte der Jubel.

Reglohs triumphaler Einzug in Stahude sollte gekrönt werden durch die unterwürfige Begrüßung durch den verräterischen Kanzler. Doch nichts geschah. Nichts regte sich im Zelt. Zunächst wurde Regloh unruhig, dann ungeduldig und schließlich rief er mit mächtiger Stimme, die über den ganzen Hafen schallte und die er nur mühsam im Zaume halten konnte:

„Begrüßt man so seine Gäste?“ Nichts geschah. „Begrüßt man so einen König?“ Nun brüllte er mehr, als er rief. Wieder geschah nichts.

„Scupin! Zeigt Euch. Oder ich lasse meine Bogenschützen anle-

gen!“ König Regloh schäumte vor Wut, er ließ alle Höflichkeit fallen und befahl, als sei Meridan schon sein Herrschaftsbereich.

Atemlose Stille lag über dem Hafen, man hätte einen Grashalm fallen hören können. Die Menschen sahen angstvoll zu Scupins Zelt, sie ahnten, daß eine für sie nicht vorhersehbare Entwicklung stattgefunden hatte. Die Bogenschützen auf Reglohs Schiff begannen, sich drohend zu erheben.

In diesem Moment wurde das Zelt geöffnet und heraus trat... König Zirom von Meridan. Die Verblüffung bei seinen Untertanen war vollkommen. König Regloh aber wurde leichenblaß. Bevor die Menschen in Jubel ausbrechen konnten, hob Zirom die Hand und sprach:

„Euer Spiel ist aus, König Regloh von Tunguskan. Schaut Euch um!“

Als wären sie aus dem Erdboden gewachsen, standen dicht an dicht die königlichen Bogenschützen auf der Hafenmauer. Sie hatten ihre Bögen gespannt. Die Pfeile richteten sich auf die Schiffe Reglohs.

Die Nerven der Menschen waren zum Zerreißen gespannt. Niemand sprach ein Wort, bis zwei Bogenschützen König Reglohs eigenmächtig zum Angriff übergehen wollten: Sie hatten jedoch noch nicht einmal ihre Bögen richtig angelegt, als sie in einem Hagel von Pfeilen tot in das Hafenbecken stürzten.

„Behandelt man so einen Gast?“ König Regloh rang um Fassung, er versuchte äußerlich seine Ruhe zu bewahren, was ihm kaum gelang, zu aufgebracht war er. „Wo ist Kanzler Scupin?“ rief er.

„Dort, wo er hingehört“, entgegnete ihm König Zirom. „In dem Verlies, in das er mich werfen ließ. Und sein Wappen“, damit drehte er sich um und nahm sein Schwert aus der Scheide, „sein Wappen soll nicht mehr das Seine sein!“ Mit diesen Worten zerlug er das kunstvoll geschnitzte Wappen Scupins aus bunt bemaltem Holz, das über dem Eingang des Zeltes hing.

„Eine Schlange mit gespaltener Zunge ist das richtige Wappen-

tier für Lügner und Verräter. Ihr seid unbewaffnet, König Regloh, ich werde Euer Leben verschonen, obwohl Ihr es nicht verdient. Angst und Schrecken habt Ihr verbreitet in Meridan, habt Eure Ritter auf unsere armen Bauern gehetzt. Zu Raubrittern sind Eure Ritter abgesunken. Tod und Verrat war Euer Plan. Ihr wolltet uns eine Falle stellen, in die Ihr jetzt selbst hineingefallen seid. Wir haben das Spiel, das Ihr begonnen habt, nur vollendet!“

„Ritter Essal von Eschehorne ist zurückgekehrt! Sein Sohn Felix von Eschehorne“, er zeigte auf Felix, der mit ihm aus dem Zelt getreten war, „hat mich aus den Händen Kanzler Scupins befreit. Mit solchen Männern wird Meridan überleben! Ihr werdet niemals nach Diarmada Ghrainne kommen! Ihr seid mein Gefangener, König Regloh. Entwaffnet Eure Bogenschützen!“

Jetzt gab es bei den Menschen kein Halten mehr: Sie bejubelten ihren König und ließen ihn hochleben. Regloh stand fassungslos auf seinem Schiff. Schließlich gab er seinen Bogenschützen Anweisung, sich zu ergeben. Er wußte, daß er diesen Kampf vorerst verloren hatte.

Die Schiffe machten an der Hafenmauer fest und unter den wachsamen Augen der königlichen Bogenschützen legten Reglohs Getreue ihre Waffen ab.

Die Stadttore blieben geschlossen, der König befürchtete Spione unter der jubelnden Menge. Es sollte verhindert werden, daß die Ritter König Reglohs, die auf Schiffen und am Ufer der Labe auf das verabredete Signal zum Angriff warteten, gewarnt würden.

Gegen Mittag, Regloh und seine Getreuen waren längst in sicherem Gewahrsam der Burgwache, machten sich Felix und der König auf, um zum Ritterheer Essals zu stoßen. Der König wollte bei der entscheidenden Schlacht um sein Land dabei sein.

Sie verließen mit einigen Rittern die Stadt über das Südliche Tor und nach einer kurzen Wegstrecke trafen sie auf die erste Vorhut des riesigen Ritterheeres, das Meridan zu Hilfe eilte. Sie erwarteten

teten ungeduldig das Zeichen auf der Burg des Königs, um den Angriff der Feinde zurückzuschlagen.

Felix war schnell inmitten der Ritterschar vom König getrennt worden. Ihm blieb nichts übrig, als sich zu seinem Ziel treiben zu lassen: Die Labe, an deren Ufer die große Schlacht stattfinden würde. Klopfenden Herzens ritt er zwischen den gepanzerten Rittern. Er war nur mit seinem kurzen Schwert und einem Langbogen bewaffnet, seine Pfeile waren mit Pech getränkt. Die bewundernden Blicke der Ritter aus ihren offenen Visieren auf seine wertvolle Waffe hoben seinen Mut.

Sie ließen die Stadt hinter sich. Die Ufer der Labe waren nicht mehr weit entfernt, als Hörnerklang ihn herumfahren ließ. Auf der Burg wehte die Flagge Meridans und in diesem Moment wurde die Fahne Ritter Essals hochgezogen: Ein weißer Hirsch auf grünem Grund. Das war das Zeichen zum Angriff!

Am Osthimmel erschien groß und farbig der Mond, die sinkende Sonne im Westen hatte sich blutrot verfärbt.

Die Ritter senkten ihre Lanzen und gaben den Pferden die Sporen. Die Visiere waren heruntergeklappt, die Reiter jagten mit ihren Pferden der Schlacht entgegen. Die Vorhut wurde von Ritter Jakon, dem Furchtlosen, angeführt. Felix' Pferd wurde in dem Ansturm auf Tunguskans Ritter mitgerissen. Es gab für ihn keine Möglichkeit mehr, dem Kampf, seinem ersten und gleich entscheidenden, auszuweichen. Die Schiffe König Reglohs hatten heimlich am Ufer der Labe angelegt, die Ritter waren mit ihren Pferden an Land gegangen.

Sie wurden vom Angriff aus Meridan nicht mehr überrascht, die Fahne Ritter Essals auf der Burg hatte ihnen gezeigt, daß Reglohs Plan fehlgeschlagen sein mußte. So waren Reglohs Kämpfer bestens gewappnet gegen die kleine Vorhut aus Meridan, die nach kurzem Kampf in arge Bedrängnis geriet.

Felix zog sein Schwert und stürzte sich in den Kampf. Nur mit

Mühe konnte er sich der Ritter Tunguskans erwehren, die ihm mit ihren langen Kampfschwertern und den Lanzen überlegen waren. Aber Felix kämpfte mutig und er hatte bei Samoht viel gelernt. Er hieb und stach und wich den Angreifern geschickt aus.

Und doch streifte ein heftiger Schwertstreich schließlich seine Schulter. Nur sein Kettenhemd bewahrte ihn vor einer größeren Verletzung. Einen kurzen Moment lang war Felix daraufhin unachtsam, ein Gegner bemerkte es sofort und galoppierte auf ihn zu. Sein kleines Schwert ließ den Jüngling fast waffenlos erscheinen. Felix sah den Gegner kommen, duckte sich unter seinem Schwerthieb und konnte ihn dann mit seiner Waffe vom Pferd stoßen. Ihre Tiere prallten dabei mit so großer Wucht aufeinander, daß Felix in hohem Bogen aus dem Sattel geschleudert wurde. Doch im Fallen sah er, wie sein Gegner tot vom Pferd fiel.

Die Schlacht tobte weiter, Felix schleppte sich hinter ein paar Felsen, die hier die Uferböschung der Labe bildeten. Hier konnte er sich ausruhen, denn sein Fuß war schnell so angeschwollen, daß er nicht mehr kämpfen konnte. Ohne sein Pferd wäre er auch mit gesundem Fuß eine leichte Beute für die schnellen Reiter Tunguskans gewesen.

Der Kampf schien für die kleine Vorhut schon verloren. Sie hatten nicht damit gerechnet, daß Reglohs Ritter auch führungslos so erbittert kämpfen würden. Jakons Männer mußten sich mit zwei oder drei Gegnern gleichzeitig schlagen und ein tapferer Recke nach dem anderen fiel. Endlich hörte Felix in der Ferne die Hörner, die Essal und sein Ritterheer ankündigten. Aber auch immer neue Ritter Reglohs griffen in den Kampf ein. Es wurde eine Schlacht, von der die Säger noch Jahrhunderte später singen sollten.

Felix kauerte reglos hinter seinem Felsen und starrte auf das gnadlose Kampfgeschehen vor sich. Der Eingang zu seinem Versteck war so eng, daß er es mühelos gegen eine Übermacht von

Kämpfern hätte verteidigen können. Das Kampfglück lag mal auf der einen Seite, dann neigte es sich wieder der anderen zu. Im Licht des Vollmonds tobte der Kampf der Ritter bis in die tiefe Nacht, Mann gegen Mann, ohne daß sich eine Entscheidung abzeichnete.

Felix lag wie betäubt vom Schlachtenlärm in seinem Versteck. Das furchtbare Geschehen und die Schreie der verwundeten und sterbenden Ritter gruben sich tief in seine Seele. Der Mut verließ ihn, die Schlacht schien für Meridan verloren. Die Ritter aus Tunguskan drängten die Verteidiger Meridans immer weiter vom Ufer der Labe ab. Jeder Schwerthieb und jeder Lanzenstich schien einen Verteidiger Meridans das Leben zu kosten.

Felix verbarg sein Gesicht in den Händen, er weinte hemmungslos über das Grauen auf dem Schlachtfeld und über das drohende Schicksal, das Meridan in die Tyrannei führen würde. Trotz des Schlachtenlärms, der immer mehr anschwellte, bemerkte er hinter sich auf dem Fluß Geräusche. Er drehte sich um und sah mit Tränenschleiern in den Augen auf das Wasser hinaus. Schatten zogen über den Strom. Große, unheilbringende Schatten.

Felix erkannte drei Schiffe, riesig und schwarz, die sich dem Kampfplatz näherten. Ihre Segel schlugen ein wenig im schwachen Wind, sonst waren sie nur gespannte Stille. Sie brachten Verstärkung für König Reglohs Kämpfer.

Als sich die Schiffe dem Ufer näherten, wurden die Ritter darauf ungeduldig. Sie wollten endlich in den Kampf eingreifen. Sie eilten auf den Schiffsdecks hin und her und ihre Pferde wieherten nervös. Dies war die Entscheidung! Gegen eine solche Übermacht, das wußte Felix, konnte sich Meridan nicht mehr wehren!

Und da tat er das Unvorhersehbare, etwas, womit niemand gerechnet hatte:

Felix riß seinen Beutel von der Schulter, suchte erregt nach den

Feuersteinen. Endlich hatte er sie gefunden, mit zitternden Händen schaffte er es, ein kleines Feuer mit trockenem Schwemmh Holz zu entzünden. Er blies heftig in die kleine Flamme, um eine ausreichend heiÙe Glut zu erzeugen. Er nahm den ersten seiner pechgetrânkten Pfeil aus dem Kôcher und legte ihn in die Glut.

Während um ihn herum die Schlacht um Meridan tobte, wurde er in seinem Versteck ganz ruhig. Sorgfältig legte er Pfeil neben Pfeil in die Glut und wartete auf den Moment, da das Pech gerade noch nicht ganz verbrannt war und die Pfeilspitze schon zu glühen begann. Dann sprang er auf und schoÙ einen wahren Hagel von brennenden und glühenden Pfeilen hintereinander in die Segel der Schiffe.

Die riesigen Leintücher fingen Feuer und brannten im Nu lichterloh. Die Ritter auf den Schiffen schossen mit Pfeilen in die Richtung, in der sie den Feuerschein sahen. Felix duckte sich und entging manchen Pfeilen nur mit Glück, einer traf ihn jedoch ins Bein.

Erst brannten die Segel der Schiffe, dann die Masten. Als der erste Mast brennend auf das Deck stürzte, war das Schiff verloren. Alles fing sofort Feuer. Die Ritter liefen in Panik auf dem Deck umher, die Pferde scheuten und stampften, rissen sich los und gallopierten voller Panik über Deck. Viele konnten durch den Rauch nichts mehr sehen, durchbrachen die Holzreling und stürzten in den Fluß.

Felix sah, wie Ritter von ihren Pferden in die Fluten mitgerissen wurden. Der Rauch wurde so stark und das Feuer auf den Schiffen so glühend, daÙ schließlich die gegnerischen Ritter verzweifelt ins Wasser der Labe sprangen, als das Schiff zu sinken begann. Die reiÙende Strömung ließ vielen keine Chance: Ihre Rüstungen war so schwer, daÙ sie sofort in die Tiefe gezogen wurden.

Der Mast des zweiten Schiffes stürzte krachend auf das Deck

des dahinter liegenden. Die Planken zerbarsten, der brennende Mast bohrte sich in den Schiffsrumpf. Vom jetzt aufkommenden Wind angefacht, wütete eine Feuerwalze auf den miteinander verkeilten Schiffen. Führungslos wurden sie von der Strömung erfaßt, trieben in die Mitte der Labe und sanken schließlich, alles Leben mit sich in die Tiefe reißend.

Kein Ritter überlebte dieses Inferno. Die Schreie der ertrinkenden Kämpfer und der himmelhohe Feuerschein nahmen Reglohs Rittern auf dem Schlachtfeld jeden Mut. Ihre Kampfkraft erlosch und sie wurden von Essals Heer in die schlammigen Ufer der Labe getrieben, wo sie gegen die übermächtige Kampfmoral der Verteidiger Meridans keine Chance mehr hatten.

Bis in den frühen Morgen tobte der Kampf, bis sich schließlich die letzten Ritter Tunguskans ergaben. Waffenlos, wie sie waren, wurde ihnen das Leben geschenkt.

Die Sonne schickte ihr erwachendes Licht über ein grauenvolles Bild. Ungezählte Tote und Verwundete von beiden Seiten bedeckten das Schlachtfeld.

Felix kroch aus seinem Versteck. Die Schmerzen in seinem Bein nahmen mit jeder Bewegung zu. Er mußte sich an einen Felsen lehnen. Lange saß er und hatte die Verwundeten, die Sterbenden und die Toten vor Augen. Er biß die Zähne zusammen und versuchte sich über das Schlachtfeld nach Stahude zu schleppen.

Die Pausen, die er einlegen mußte, wurden immer länger. Ihm wurde vor Schmerzen schwarz vor Augen. Schließlich blieb er einfach liegen, unfähig sich auch nur noch einen Schritt weiter zu bewegen. Wie im Fiebertraum sah er Menschen über das Schlachtfeld laufen, die Verwundete suchten und den Toten die Rüstungen abnahmen.

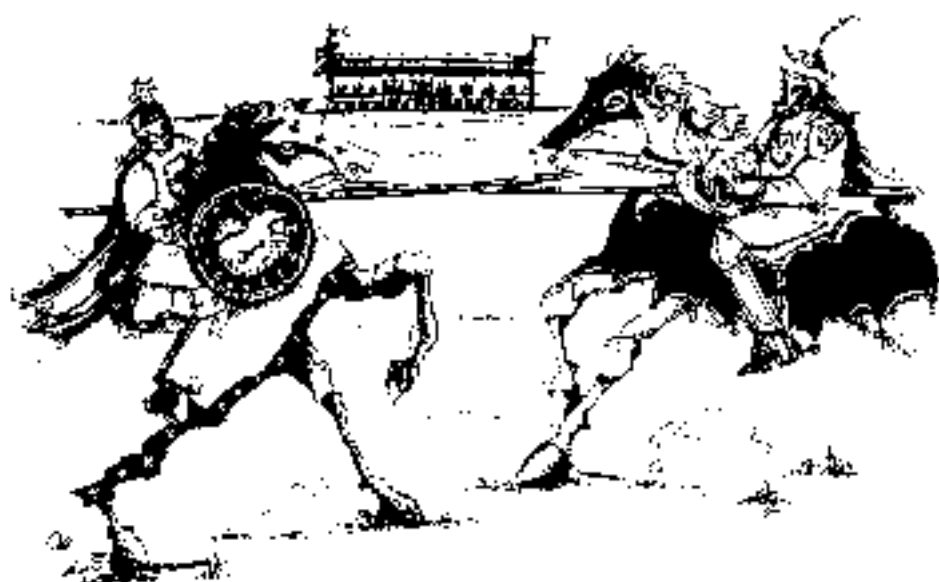
Dann sah er nichts mehr, ohnmächtig sank sein Kopf in den aufgerissenen Boden.

Felix erwachte, als er auf einem harten Brett von zwei Männern nach Stahude getragen wurde. Sein Kopf dröhnte, jeden Schritt der Träger spürte er am ganzen Körper. Neben ihm lief ein Mann und sah besorgt zu ihm hinunter. Felix erkannte ihn nicht, er war zu benommen durch die Schmerzen. Jede Ungeschicklichkeit der Träger ließ ihn aufstöhnen. Der Mann strich Felix mit der Hand über die Stirn. Und da erkannte Felix den Ring: Es war ein Siegelring mit einem Hirschen darauf.

Felix hatte seinen Vater wiedergefunden. Seine Freude war so groß, daß er sich trotz der Schmerzen aufrichten wollte, aber sein Vater drückte ihn mit sanftem Nachdruck wieder hinunter. „Still, mein Junge“, sagte er nur und Felix spürte die Sorge seines Vaters um ihn.

Felix wurde in die Burg Ziroms gebracht, wo ihn die besten Heilkundigen Meridans versorgten.

Die Toten wurden bestattet und die Verwundeten nach Stahude gebracht, wo sie sich langsam wieder erholen konnten. Viele starben noch in der Stadt. Trauer zog ein ins Reich Meridan. Viele der besten Kämpfer waren zu beklagen.



Der Prinz und der Ritter

Der Pfeil des Kämpfers aus Tunguskan hatte Felix schwer verletzt. Sein Bein begann zu schwellen, die Wunde eiterte und wollte nicht zuheilen. Wochenlang konnte er nicht laufen, verbrachte die meiste Zeit des Tages im Bett und fühlte sich immer elender. Kein Arzt aus Meridan konnte ihm helfen. Niemand in Meridan wußte, daß Essal selbst ein Heilkundiger war. Aber auch er war machtlos, die Wunde bedrohte schließlich das Leben seines Sohnes.

Zu guterletzt wurde eine Weise Frau zu Hilfe gerufen.

Felix erkannte sie sofort, trotz seines Fiebers: Es war Attirb, die Alte, bei der Enna wohnte. Er wagte nicht, nach Enna zu fragen. Er fürchtete, sie könnte ihm sagen, daß Enna ihn nicht mehr sehen wollte.

Attirb kam jeden Morgen in die Stadt, erklomm den Schloßberg und klopfte schon so früh an das Burgtor, daß die Wachen zu Beginn mißtrauisch durch das Fenster im großen Tor äugten.

Nach ein paar Tagen erwarteten die Wachsoldaten sie schon, das Tor stand dann weit offen für sie. Attirb bereitete heilsame Salben aus Arnika und Beinwell, wusch jeden Tag die eiternde Wunde mit geheimnisvollen Essenzen und besprach mit murmelnder Stimme und unverständlichen Worten die Verletzung.

Es dauerte nur kurze Zeit und Felix konnte wieder laufen.

Viele Wochen nach der Schlacht entschloß sich König Zirom, ein großes Turnier in Stahude auszurichten. Als schließlich die meisten Ritter genesen waren, zogen Herolde über das Land und verkündeten:

„König Zirom von Meridan lädt alle Ritter und Edelleute seines Reiches ein, ein großes Turnier in Stahude mit ihrer Anwesenheit zu beehren. Der König selbst, Ritter Essal von Eschehorne und alle tapferen Kämpfer der großen Schlacht am Labefluß nehmen daran teil.“

In Stahude waren die Tribünen des nicht durchgeführten Turniers schnell abgebaut worden. Nichts sollte mehr an den Verrat erinnern, der Meridan bedroht hatte.

Nun machten sich die Zimmerleute erneut an die Arbeit, errichten wieder die Tribünen und die Ställe, die Emporen und die Baldachine. Vor den Toren der Stadt wurden die Wiesen hergerichtet für die Zelte, die die nach und nach eintreffenden Ritter für sich und ihr Gefolge aufstellten.

Es wurde eine bunte Stadt aus Zelten, die von Ferne schon zu erkennen war, da die Fahnen im Wind wehten. Nur riefen sie diesmal nicht zur Schlacht, sondern luden zu einem friedvollen Turnier. Stahude schmückte sich, um die ankommenden Ritter ehrenvoll zu begrüßen. Über die Straßen waren Girlanden gespannt, überall hingen Fahnen. Die Bürger stellten kostbares Geschirr in die Fenster und schmückten ihre Häuser mit bunten Tüchern und Bändern.

Die Straßen waren mit Blumen und Schilf bestreut. Gaukler zogen ein in die Stadt, in der man in diesen Tagen nichts mehr spürte von der Trauer, die lange über dem Land gelegen hatte, trotz des großen Sieges über den übermächtig scheinenden Nachbarn. Der Sieg war zu teuer erkauft worden.

Die fahrenden Spielleute brachten dressierte Tiere mit: Ein Bär tanzte zu den Melodien, die ein Gaukler auf der Flöte spielte. Affen waren zu sehen und anderes exotisches Getier, das bei den Bewohnern Stahudes unverhohlenes Staunen hervorrief. Auf den Stufen des Münsters gab es Theatervorstellungen, Gedichte wurden rezitiert und Artisten erfreuten die Menschen mit ihrem

akrobatischen Können. Felix stand staunend an der Treppe des Münsters. Er sperrte genauso Mund und Augen auf vor Verwunderung über die unglaublichen Dinge, die die Gaukler, Spielleute und Magier dem Volk boten.

Über den Teil des Marktplatzes, der nicht für das Turnier benötigt wurde – und das war nur noch der kleine Teil gegenüber der Kathedrale – schoben und drängten sich die neugierigen Zuschauer.

Felix war wie ein junger Edelmann gekleidet. Ihm war unwohl dabei. Die Menschen traten respektvoll zur Seite, wenn sie ihn sahen. Lieber wäre es ihm gewesen, er hätte in den einfachen Kleidern des Volkes durch die Straßen gehen können. So aber konnte er keine Gespräche über die Kornpreise, das Wetter oder auch den König mithören. Die Menschen schwiegen, wenn sie ihn sahen.

„Ritter Felix!“ Ein Zuschauer sprach ihn an.

Felix drehte sich um und erkannte den alten Häusler, den Mann von Attirb. „Ihr wißt, daß ich kein Ritter bin!“ erwiderte Felix barsch.

„An Tapferkeit übertrefft Ihr aber alle. Wie geht es Eurem Bein? Eure Pflegerin mußte Enna immer alles ganz genau berichten. Nun, wo Ihr gesund seid, haben wir keine Nachrichten mehr über Euch.“ Er lachte verschmitzt an.

Als Felix Ennas Namen hörte, fühlte er einen Stich in seiner Brust. Er nahm allen Mut zusammen und fragte: „Wie geht es ihr? Ist sie noch bei Euch?“

„Ja“, erwiderte der Alte und lächelte noch immer. „Sie ist noch bei uns, sie ist ein braves Mädchen. Sie hat Euer Pferd sehr gut gepflegt.“

Aaron! Es erschien Felix eine Ewigkeit her, daß er seine kleine Stute geritten hatte. Seine Verletzung war zu schwer gewesen, um wieder reiten zu können. So hatte er Attirb gebeten, sich weiter um Aaron zu kümmern.

„Ich muß jetzt gehen“, sagte der Alte mit einem Ton, als wollte er Felix um Erlaubnis bitten, sich entfernen zu dürfen.

Felix hielt ihn fest: „Sagt Enna, sie soll mit Aaron zur Burg des Königs kommen. Und Ihr kommt auch mit!“ Es klang wie ein Befehl.

Der Alte wagte nicht, zu widersprechen. Er verabschiedete sich kurz und verschwand in der Menge.

In den Tagen vor dem Turnier hatten König Zirom und Königin Alegna, die Rote, die besten Minnesänger zu einem Wettstreit der Sänger eingeladen. Die Minnesänger wetteiferten miteinander, wer von ihnen die höfische Liebe am besten beschrieb. Keiner der geladenen Gäste sang schöner und wußte besser die Laute zu schlagen als Wipo von Rauenfels. Sein Sieg bei diesem bedeutenden Wettstreit war sein größter Erfolg. Fortan gehörte er zu den besten Minnesängern Meridans.

Schließlich kam der Tag des Turniers. Alle mannhaften Ritter und Edelleute des Landes waren gekommen. Die bedeutendsten lud König Zirom zu sich auf die Burg zu einem gemeinsamen Festmahl.

Felix staunte über die Speisenfolge des Festes. Das karge Mahl des Klosters, das er lange hatte genießen müssen, hatte ihn fast vergessen lassen, welche Köstlichkeiten die Köche in diesen Zeiten herzustellen imstande waren. Zimt, Nelken und Safran würzten die Speisen, roter Wein und Säfte aus allen Obstarten wurde gereicht zum Festgelage. Gebratene Schweine und Rinder, in ihrem Federkleid servierte gebratene Fasane und Pfaue, Kapaune, vielerlei Gemüsesorten und alle erdenklichen Arten von Fischen aus Fluß, See und Meer wurden aufgetragen.

Auf einer Tribüne über den Gästen standen die Musikanten und

unterhielten die festlich gekleideten Menschen im Saal mit Posaunenklängen.

Während des Mahles kam ein Diener an Ziroms Tafel. Er beugte sich zum König hinunter und flüsterte ihm eine Nachricht ins Ohr. König Zirom machte eine abwehrende Handbewegung und schickte den Bediensteten aus dem Saal. Kurze Zeit später kam er zurück und beugte sich erneut zum König. Er sprach nachdrücklich auf ihn ein und sah dabei in Felix' Richtung, der sich ein paar Plätze weiter mit Graf Bredo unterhielt. Als auch der König zu Felix hinüber sah, wurde es still im Saal.

„Kommt zu mir, Knappe Felix“, rief der König.

Felix stand unschlüssig auf und beeilte sich erst, als Zirom ungeduldig winkte.

„Vor der Burg stehen ein alter Mann und ein Mädchen mit einem ungewöhnlichen Pferd. Sie bitten hartnäckig um Einlaß und verlangen nach Euch. Erklärt mir das! Wer sind die beiden?“ Er war ganz offensichtlich mißtrauisch.

„Habt Ihr kein Vertrauen in Euren Retter, mein König?“ Graf Bredo war aufgesprungen und rief dies mit lauter Stimme durch den Saal. „Vor Eurem Schloß wartet das Mädchen, das Felix aus der Hand von Tunguskans Raubrittern befreit hat! Felix von Eschehorne berichtete mir eben, daß er ihr sein Pferd zur Pflege überlassen hat. So laßt sie ein. Ich würde mich freuen, sie hier zu sehen.“

Der König wandte sich an Felix: „Erzählt von Euren Heldentaten. Wir wissen noch so wenig über Euch.“

Felix fand zunächst nicht die richtigen Worte. Graf Bredo kam ihm zu Hilfe. Gemeinsam berichteten sie von der Befreiung Ennas und dem scheinbar falschen Spiel, das Graf Bredo mit ihnen gespielt hatte.

Im Speisesaal der königlichen Burg war atemlose Stille. Alle lauschten wie gebannt. Die Diener strömten aus den umliegen-

den Räumen. Sie blieben in gemessener Entfernung hinter den mächtigen Säulen, um nicht entdeckt zu werden.

Jetzt erfuhr Felix, warum der König auf seinen Fahrten die Schale aus Kristall, die jetzt wieder sicher im Bergwerk Diarmada Ghrainne aufbewahrt wurde, vom Maurenfürsten überreicht bekommen hatte. Nie zuvor hatte er es erlebt, daß Menschen so gut zuhören konnten.

Als Felix und Bredo geendet hatten, wurden Enna und der alte Häusler in den Saal geführt. Beeindruckt vom königlichen Glanz in der Burg, standen sie verschüchtert und schweigend am Kopfende des Saales.

Der König winkte sie freundlich zu sich heran.

„Du bist Enna?“ fragte er sie. Enna schluckte. Sie brachte vor Ehrfurcht kein Wort heraus.

„Und wie heißt Ihr?“ wandte er sich dem Häusler zu.

Der fiel auf die Knie: „Trebuh ist mein Name, mein König.“

„Steh auf“, befahl ihm König Zirom. „Was mir von Euch berichtet wurde, macht mich froh. Ich bin stolz darauf, König eines Landes zu sein, daß solche tapferen Männer wie Euch und solch Weise Frauen wie Eure Attirb beherbergt. Nur durch ein Volk wie das Meridans konnten die Verräter besiegt werden. Trebuh!“ wandte er sich direkt an den Alten.

„Zum Dank für Euer Verhalten und zum Dank für die Heilung des Knappen Felix bekommt Ihr ein Lehen vor den Toren der Stadt. Ich gebe das Lehen Euch und Eurem Weib und erlasse Euch auf Lebenszeit den Zehnten! Ritter Essal!“ rief er dröhnend und gut gelaunt durch den Saal. „Könnt Ihr auf Eurem Rittergut eine tüchtige Magd gebrauchen?“

Felix begann zu strahlen.

„Und Eurem Sohn gefällt der Vorschlag auch! Also dann“, sagte er zu Enna, „Du gehst mit Ritter Essal und seinem Sohn Felix

nach Eschehorne. Das ist zwar eine Anordnung des Königs, gegen die es keinen Widerspruch gibt, aber ich will Dich trotzdem fragen, ob du auch mitgehen möchtest.“

Enna lief rot an. Vor freudiger Überraschung und Schüchternheit blieb sie stumm. Sie nickte nur und ihre Augen trafen sich mit Felix'. Trebuh begann vor Freude zu weinen und er küßte dem König die Hand. Wieder fiel Felix die unglaubliche Ähnlichkeit zwischen Enna und dem Grafen Bredu auf. Er hatte sogar den Eindruck, als dächten andere im Saal ähnlich.

Nach dem Festmahl begab man sich in die Stadt und das Turnier begann.

Die Wettspiele übertrafen alles bisher dagewesene an großzügiger Pracht, an wertvollen Preisen und an spannenden Wettkämpfen.

Die Tribünen waren über und über geschmückt in Gelb und Rot, den Farben Meridans.

Die erhöhten Sitze für das Königspaar waren besonders geschmückt. Ganz in Gelb war der Platz König Ziroms, Königin Alegna saß unter einem roten Baldachin, dessen Farbe genau zum rötlichen Schimmer ihrer Haare paßte.

Der Beginn der Wettkämpfe wurde durch den Einzug von zwölf berittenen Trompetern angezeigt. Jedes Instrument war mit einer besonderen Fahne geschmückt, jede Trompete glänzte so sehr im Sonnenlicht, daß sich mancher die Hand vor die Augen legen mußte.

Hinter den Herolden ritten König Zirom und Königin Alegna, die Rote. Das Volk auf den Tribünen sprang auf und jubelte dem Königspaar zu, das langsam und feierlich seine Pferde über den großen Turnierplatz bewegte. Dahinter, in angemessenem Abstand betrat der festlich herausgeputzte Hofstaat den Platz und danach die geladenen Ritter, die angetreten waren, sich friedlich zu messen. Sie stellten sich an den beiden Seiten des Platzes mit ihren edelsten Pferden auf.

Schließlich begannen die Wettkämpfe mit dem Ringstechen der Schildknappen. In vollem Galopp preschten die mutigen Reiter an ein Gestell heran, von dem ein metallener Ring herabhing, den es auf die Lanze aufzuspießen galt und der mit der Dauer des Wettkampfes durch immer kleinere ersetzt wurde. Der Sieger schließlich stach einen Ring, der so klein war, daß gerade eben noch ein kleiner Finger hindurch paßte. Das Volk auf den Tribünen beklatschte jeden erfolgreichen Reiter und verhöhnte spöttisch die Verlierer.

In den Wettkampfpausen zeigten Gaukler ihre Kunst und Artisten bildeten Türme aus Menschenleibern.

Dann rief ein Herold die Namen der einzelnen Teilnehmer des Turniers aus und vergaß auch nicht, in wohlgesetzten Worten die Verdienste der Ritter zu erwähnen.

Das eigentliche Turnier begann. Jetzt ging es um viel. Der siegreiche Ritter des Turniers durfte die Waffen, die Rüstung und das Pferd seines letzten Gegners sein eigen nennen.

Ritter Essal und König Zirom erwiesen sich nach zwei vollen Turniertagen als die geschicktesten aller Streiter.

Niemand hätte den Verlauf des Turniers besser planen können: die beiden tapfersten Helden der Schlacht an der Labe standen sich im letzten Kampf des Turniers gegenüber. Beide hatten ihre besten Pferde mit bunt gewebten Decken und ledernen Rüstungen gegen Verletzungen geschützt. Essals Pferd trug eine grüne Decke mit weißem Hirschen, Ziroms edles Streitroß eine Decke ganz in rot. Nur die Rüstung zierten Eulen, die Symbole der Weisheit.

Die Menschen auf den Tribünen waren zum Höhepunkt des Turniers festlich geschmückt. Jeder trug sein bestes Gewand. Die Damen waren auf das prächtigste herausgeputzt. Die unterlegenen Ritter hatten die besten Plätze einnehmen dürfen.

Essal und Zirom betraten mit ihren Pferden den Turnierplatz. Dreimal sollten sie gegeneinander antreten, dann sollte ein Sieger

ermittelt sein. Felix hatte seinem Vater Essal beim Anlegen seiner Rüstung geholfen, es war ein einfacher Schutz aus Eisen. Die königliche Rüstung hingegen erweckte bei manchen auf der Tribüne ungläubiges Staunen: sie war aus reinem Silber.

Die beiden Streiter stellten sich mit ihren Pferden an den einander gegenüber liegenden Stirnseiten des großen Platzes auf.

Der Herold hob die silberne Trompete an den Mund und blies ein Signal, so laut, daß es durch die dicken Mauern des Klosters bis in das Arbeitszimmer des Abtes schallte.

Die beiden Reiter schlossen die Visiere, legten ihre Lanzen an und gaben den Pferden die Sporen. Sie jagten aufeinander zu, so schnell, daß die Zuschauer den Atem anhielten. Die Lanzen zerschmetterten gleichzeitig die Schilde der Kämpfer, das Holz der zersplitterten Waffen flogen durch die Luft. Als der Staub sich gelegt hatte, konnte man erkennen:

Der erste Zweikampf kannte weder Sieger noch Verlierer.

Der zweite Aufprall der beiden blieb ebenfalls unentschieden, wieder zerbrachen Schilde und Lanzen, aber keiner der beiden fiel vom Pferd. Die vom Aufprall erschöpften Pferde mußten gegen neue ausgetauscht werden.

Der dritte Durchgang sollte entscheiden.

Die Spannung auf den Rängen stieg, die Stille über dem Platz wurde nur von den Rufen einer Amsel unterbrochen.

König Zirom winkte seinen Knappen herbei und befahl ihm, die besten Schilde und Lanzen aus der königlichen Waffenkammer zu besorgen.

Essals Vorrat an Schilden war schon erschöpft, so gestattete ihm Zirom, sich aus den schnell herbeigeschafften Waffen die besten auszusuchen.

Langsam schritten die beiden Streittrösser auf ihren Platz. Und wieder galoppierten die beiden Krieger aufeinander los, sie gaben ihren Pferden so sehr die Sporen, daß man nur noch eine Staubwolke auf dem Platz sah, die Konturen der dahinjagenden

Pferde waren in aufgewirbelter Erde kaum mehr zu erkennen. Und zum drittenmal bohrten sich die Lanzen, in tausend Splitter zerbrechend, in die Schilde des Gegners. Aber keiner fiel. König Zirom hielt sein Pferd an, klappte das Visier seiner kostbaren Rüstung hoch und ritt auf Ritter Essal zu. Als sie sich trafen, sahen sie sich in die Augen und jeder auf dem Platz wußte: sie waren einander ebenbürtig.

Der König und der Ritter ritten nebeneinander zum Ausgang des Turnierplatzes. König Zirom sprang vom Pferd, winkte Essal und Felix, ihm zu folgen und begab sich zu seinem Platz, der an der Stirnseite des Marktplatzes so erhöht gebaut war, daß man ihn von allen Seiten sehen konnte.

„Mein Volk“, hallte seine Stimme bis hinüber zum Münster.

„Es ist nun an der Zeit, ein Geheimnis zu enthüllen. Durch die schändliche Tat Scupins von Campermark, der meinen armen Schwager ermorden ließ, ist dieses Land ohne würdigen Nachfolger. In der Regierungszeit des Königs Sakul, meines verehrten Vaters, wurde Stahude von feindlichen Rittern erstürmt. Noch heute ist der Schmerz über diese schreckliche Zeit tief in unseren Herzen. Die Königin war damals aus der Stadt gebracht worden, sie gebar in der Ferne einen Knaben, der nie seinen Vater sehen durfte und von dem niemand etwas wußte. König Sakul fiel im Kampf, die Königin vertraute das neugeborene, namenlose Kind in den Wirren jener Zeit einer Amme an. Die Spur des Knaben verlor sich. Zum Zeichen seiner königlichen Herkunft aber erhielt der Knabe an einer goldenen Kette einen Ring mit seinem Wappen. Nachdem sie dem Kind in der Eile die Kette um den Hals gelegt hatte, mußte Königin Asil aus der Hütte der Amme fliehen. Sie verfiel in Trauer und Schwermut, ihr Kind fand sie nie mehr wieder.“

„Die Amme aber zog das Kind in ihrer Hütte am Rande des Moores auf und sie erzog den Knaben so, daß er nichts von seiner Abstammung ahnte. Erst auf dem Sterbebett eröffnete sie

ihm die wahre Bedeutung des Ringes. Es war ein Siegelring mit einem Hirschen.“

Felix schloß die Augen. Der Ring! Der Ring seines Vaters war ein Siegelring mit einem Hirschen!

„Dieser Jüngling“, – Felix konnte den Worten des Königs kaum mehr folgen, so aufgewühlt war er – „zog in die Welt und diente an vielen Königshöfen. Er wurde von ungläubigen Heiden gefangen genommen und verbrachte viele Jahre in Sklaverei. Nach seiner Befreiung wurde er der tapferste Kämpfer Meridans. Ich habe ihn vor vielen Jahren als Knappen in einem fernen Land zum ersten Mal gesehen.“

„Ich erkannte ihn sofort, als ich seinen Ring sah. Diesen Ring gibt es nur einmal. Nur der Bruder des Königs darf ihn tragen. Der Bruder des Königs ist... Ritter Essal von Eschehorne, der von nun an Prinz genannt wird.“

Niemand sprach ein Wort auf dem Platz. Was manche vermutet hatten, wurde jetzt von Zirom bestätigt: Essal von Eschehorne war der Bruder des Königs. „Die Ehe des jetzigen Königs ist kinderlos“, fuhr König Zirom fort. „Sollte ich im Bette sterben oder im Kampfe fallen, so erkläre ich hiermit feierlich meinen geliebten Bruder Essal von Eschehorne zu meinem würdigen Nachfolger.“

„Es lebe König Zirom, es lebe Prinz Essal!“ riefen die Menschen auf dem Platz. Der Ruf wurde über das ganze Land getragen. „Es lebe König Zirom, es lebe Prinz Essal!“

Der König hob die Hand. Langsam verebbten die Rufe.

„Mein Bruder Essal, und mein tapferer Neffe Felix, beide nennen sich ‚von Eschehorne‘ nach dem Rittergut, von dem sie stammen. Knie nieder, Felix von Eschehorne!“

Felix sank vor dem König in die Knie. Das Schwert König Ziroms senkte sich langsam auf seine Schulter und schlug ihn zum Ritter. „Prinz Essal und Ritter Felix“, der König erhob seine Stimme

und sprach feierlich: „Geht und bestellt Euer Feld. Die Zeit wird kommen, da man Euch erneut rufen wird.“

Das Turnier war beendet. Die Gaukler, die fahrenden Sänger, die Artisten und die vielen Gäste verließen Stahude.

Gegen Mittag an einem der folgenden Tage verließen Prinz Essal und Ritter Felix von Eschehorne und das Mädchen Enna Stahude und begaben sich auf die weite Reise nach Hause.

Die Sänger sangen noch viele Jahre von den Heldentaten des Vaters und des Sohnes in der Schlacht um Meridan:

Der Prinz und der früh zum Ritter geschlagene Knabe
Schlugen die Schlacht um Meridan am Ufer der Labe
Hoch loderten im Feuer die Kähne
Und hell erleuchteten die Flammen die kämpfenden Reiter
Tief in Trauer stürzten die Seelen der edlen Streiter
Und dunkel senkte sich die Nacht, alles bedeckend
Kriegerisch die Kämpfe mit dem übermächtig scheinenden Gegner
Friedlich endlich das Kampfspiel der ebenbürtigen Brüder.



Zum Autor



Thomas B. Morgenstern kam erst spät zum Schreiben. Sein erlernter Beruf hat wenig mit Schriftstellerei zu tun: Er ist Landwirt und Biologe.

Morgenstern wurde 1952 geboren und lebte lange Zeit in Pfungstadt. Nach mehreren Umzügen und dem Abitur in München begann er Chemie, Germanistik und Theaterwissenschaften in München zu studieren, entschloß sich dann aber zum Studium der Biologie in Konstanz und Stuttgart-Hohenheim. Nach dem Abschluß absolvierte er eine Lehre als Landwirt und arbeitete als landwirtschaftlicher Betriebshelfer. Seit 1981 bewirtschaften er und seine Frau mit einer anderen Familie gemeinsam einen biologisch-dynamischen Demeter-Bauernhof in der Nähe von Stade an der Unterelbe.

Zu diesem Buch

Als meine Söhne in dem Alter waren, in dem ihnen Abenteuerromane vorgelesen wurden, kam mir die Idee, selbst einen Abenteuerroman zu schreiben, der irgendwie etwas mit meinen Kindern und unserem Hof, auf dem wir leben, zu tun haben sollte. So entstand die Grundidee für dieses Buch. Der Held Felix lebt auf einem Bauernhof und die „Hohe Wiese“ gibt es hinter unserem Hof tatsächlich.

Aschhorn ist ein kleines Straßendorf, dessen Ursprünge bis in die Zeit zurückreichen, in der das Buch spielt. Als „Eschehorne“ wurde es 1302 zum ersten Mal urkundlich erwähnt.

Auch eine Großmutter in München gibt es, die gern auf der Auer Dult einkauft... Im übrigen aber ist die ganze Geschichte reine Phantasie.

Wenn man ein Buch schreibt, so schreibt man das im Grunde niemals allein. Alle Autoren und Bücher, die man irgendwann einmal gelesen hat, spuken gleichzeitig im Kopf herum. Bei vielen Ideen, die man hat, stellt sich später heraus, daß jemand vor einiger Zeit dieselbe oder eine ähnliche Idee hatte. Ich denke, es ist legitim, sich aus dieser „Vorratskammer“ im Kopf zu bedienen, wenn es nicht nur ein einfaches Abschreiben ist, sondern wenn man eine Grundidee variiert. Ein großer Schriftsteller – Umberto Eco – hat dies sehr gern gemacht.

Das Buch „De arte venandi cum avibus“, das in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielt, gibt es wirklich. Es ist geschrieben worden von Kaiser Friedrich II, der auch König von Jerusalem war und ist eine Anleitung über die Jagd mit Falken, die zur Zeit des Stauferkaisers ein Privileg des Adels war. Heute gibt es nur

noch wenige Exemplare, von denen einige in der Vatikanischen Bibliothek aufbewahrt werden.

Das Schwert „Maria in Gratia“ liegt tatsächlich im Museumskastell von Lagos an der Algarve.

Ich habe mich von vielen Autoren und Dichtern, von der Antike bis zur heutigen Zeit, anregen lassen und Lieder, Gedichte und Sinnsprüche, zum Teil verwandelt, in diese Geschichte eingebaut.

So ist der Wahlspruch, den Felix von Bruder Samoht mit auf den Weg bekommt: „Certa enim fides...“ ein Leitmotiv Friedrichs II gewesen.

Und die Lieder im sechsten („Ich saß auf einem Beine...“) und im neunten Kapitel („Der Wald, der alt und greise...“) die Wipo singt, sind von Walther von der Vogelweide vor über achthundert Jahren geschrieben worden.

Vielleicht bereitet es dem einen oder anderen Vergnügen, sich in diesem Buch auf die Suche zu begeben. Man findet vielleicht Bekanntes, das neu gestaltet wurde oder Unbekanntes, das überrascht.

Die Namen der Personen, die in diesem Buch mitwirken, sind auf eine Art entstanden, die hier nicht verraten werden soll. Man kann es herausbekommen, wenn man das Buch aufmerksam liest.

Auf jeden Fall aber soll dieses Buch aber spannende Unterhaltung und ein schönes Lesevergnügen sein.

Thomas B. Morgenstern
Drochtersen, im März 1998
